



Leseprobe

Jan-Philipp Sendker
Die Burma-Trilogie

Bestellen Sie mit einem Klick für 35,00 €



Seiten: 912

Erscheinungstermin: 20. Juni 2022

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Ein vierzig Jahre alter Liebesbrief ihres Vaters an eine unbekannte Frau hat Julia Win, eine erfolgreiche New Yorker Rechtsanwältin, nach Kalaw, ein malerisches, in den Bergen Burmas verstecktes Dorf geführt. Doch statt den vermissten Vater trifft Julia hier auf ihren Bruder, von dem sie nichts wusste, und stößt auf ein Familiengeheimnis, das ihr Leben für immer verändert - und Burma wird für Julia zu einem Ort, an dem sie sich selbst, den Frieden und schließlich die große Liebe findet.

In *Das Herzenhören*, *Herzenstimmen* und *Das Gedächtnis des Herzens* erzählt Jan-Philipp Sendker die epische Geschichte einer jungen Frau, die lernt, dass man nicht mit den Augen sieht, Entfernungen nicht mit Schritten überwindet und Schmetterlinge an ihrem Flügelschlag erkennen kann. *Die Burma-Trilogie* versammelt diese Romane zum ersten Mal in einem Band.



Autor

Jan-Philipp Sendker

Jan-Philipp Sendker, geboren in Hamburg, war viele Jahre Amerika- und Asienkorrespondent des *Stern*. Nach einem weiteren Amerika-Aufenthalt kehrte er nach Deutschland zurück. Er lebt mit seiner Familie in Potsdam. Bei Blessing erschien 2000 seine eindringliche Porträtsammlung *Risse in der Großen Mauer*. Nach dem Roman-Bestseller *Das Herzenhören* (2002) folgten *Das Flüstern der Schatten* (2007), *Drachenspiele* (2009), *Herzenstimmen* (2012), *Am anderen Ende der Nacht* (2016), *Das Geheimnis des alten*

JAN-PHILIPP
SENDKER

DIE
BURMA
TRILOGIE

DAS BUCH

Die dreiteilige, epische Geschichte einer jungen Frau, die auf der Suche nach ihrem Vater einen Bruder, die große Liebe und schließlich sich selbst findet.

Auf der Suche nach ihrem vermissten Vater reist Julia Win, eine erfolgreiche New Yorker Rechtsanwältin, nach Kalaw, ein malerisches, in den Bergen Burmas verstecktes Dorf. Ein vierzig Jahre alter Liebesbrief ihres Vaters an eine unbekannte Frau hat sie an diesen magischen Ort geführt. Das Licht, die Gerüche, und vor allem die Menschen sind ihr vollkommen fremd, doch hofft sie, hier Hinweise auf ihren Vater zu finden. Stattdessen trifft sie auf ihren Halbbruder U Ba, von dem sie bisher nichts gewusst hat, und stößt auf ein Familiengeheimnis, das ihr Leben für immer verändern wird.

Zehn Jahre später erreicht Julia ein rätselhafter Brief U Bas und eine fremde, innere Stimme beginnt zu ihr zu sprechen. Bald erkennt sie, dass sie noch einmal zurück muss, um dem Geheimnis dieser Stimme auf den Grund zu gehen und die Quelle ihres persönlichen Glücks wiederzuentdecken.

Über U Ba lernt Julia Thar Thar kennen, einen jungen buddhistischen Mönch mit einer traumatischen Vergangenheit – der Anfang einer großen Liebe, die jedoch im Wirbel politischer Ereignisse zu zerbrechen droht ...

DER AUTOR

Jan-Philipp Sendker, geboren in Hamburg, war viele Jahre Amerika- und Asienkorrespondent des *stern*. Nach einem weiteren Amerika-Aufenthalt kehrte er nach Deutschland zurück. Er lebt mit seiner Familie in Potsdam. Bei Blessing erschien 2000 seine eindringliche Porträtsammlung *Risse in der Großen Mauer*. Nach dem Roman-Bestseller *Das Herzenhören* (2002) folgten *Das Flüstern der Schatten* (2007), *Drachenspiele* (2009), *Herzenstimmen* (2012), *Am anderen Ende der Nacht* (2016), *Das Geheimnis des alten Mönches* (2017), *Das Gedächtnis des Herzens* (2019) und *Die Rebellen und der Dieb* (2021). Seine Romane sind in mehr als 35 Sprachen übersetzt. Mit weltweit über 3 Millionen verkauften Büchern ist er einer der aktuell erfolgreichsten deutschsprachigen Autoren.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich
auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® Noo1967

1. Auflage, 2022

Copyright © 2022 by Jan-Philipp Sendker
Copyright © 2022 by Karl Blessing Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: geviert.com, Christian Otto
Umschlagabbildung: © Shutterstock.com

Satz: Leingärtner, Nabburg
Druck und Einband: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
978-3-89667-734-1

www.blessing-verlag.de

Für
Anna, Florentine, Theresa und Jonathan

und
zum Gedenken an Vivien Wong
(1969–2000)

Inhalt

Das Herzenhören	9
Auszüge aus U Bas Tagebuch Dezember 1996 – Januar 2000	267
Herzenstimmen	281
Auszüge aus U Bas Tagebuch Dezember 2006 – Januar 2007	585
Das Gedächtnis des Herzens	597
Nachwort	879

ERSTER TEIL

I

Seine Augen waren mir als Erstes aufgefallen. Sie lagen tief in ihren Höhlen, und es war, als könne er den Blick nicht von mir lassen. Alle Gäste des Teehauses starrten mich mehr oder weniger unverhohlen an, aber er war der aufdringlichste. Als wäre ich ein exotisches Wesen, eines, das er zum ersten Mal sieht. Sein Alter konnte ich schlecht schätzen. Sein Gesicht war voller Falten, sechzig war er mit Sicherheit, vielleicht schon siebzig. Er trug ein vergilbtes weißes Hemd, einen grünen Longy und Gummisandalen. Ich versuchte ihn zu ignorieren und blickte mich im Teehaus um, einer Bretterbude mit ein paar Tischen und Hockern, die auf der trockenen, staubigen Erde standen. An einer Wand hingen alte Kalenderblätter, die junge Frauen zeigten. Ihre Gewänder reichten bis auf den Boden, und mit ihren langärmeligen Blusen, den hochgeschlossenen Kragen und ihren ernsten Gesichtern erinnerten sie mich an alte, handkolorierte Fotos von Töchtern aus gutem Hause um die Jahrhundertwende, wie man sie auf Flohmärkten in New York finden konnte. An der Wand gegenüber befand sich eine Vitrine mit Keksen und Reiskuchen, auf denen sich Dutzende von Fliegen niedergelassen hatten. Daneben stand ein Gaskocher mit einem verrußten Kessel, in dem das Wasser für den Tee kochte. In einer Ecke stapelten sich Holzkisten mit orangefarbener

Limonade. Ich hatte noch nie in einer so erbärmlichen Hütte gegessen.

Es war brütend heiß, der Schweiß lief mir die Schläfen und den Hals hinab, meine Jeans klebte auf der Haut. Plötzlich stand der Alte auf und kam auf mich zu.

»Entschuldigen Sie vielmals, junge Frau, dass ich Sie so einfach anspreche«, sagte er und setzte sich zu mir. »Es ist sehr unhöflich, ich weiß, zumal wir uns nicht kennen oder zumindest Sie mich nicht kennen, nicht einmal flüchtig. Ich heiße U Ba und habe schon viel von Ihnen gehört, was aber mein Verhalten, ich gebe es zu, auch nicht höflicher macht. Ich vermute, es ist Ihnen unangenehm, in einem Teehaus, an einem fremden Ort, in einem fremden Land von einem Ihnen unbekanntem Mann angesprochen zu werden, und ich habe dafür mehr als Verständnis, aber ich möchte, oder sollte ich ehrlicher sein und sagen, ich muss Sie etwas fragen. Ich habe auf diese Gelegenheit zu lange gewartet, als dass ich nun, da Sie da sind, schweigend vor Ihnen sitzen könnte.

Vier Jahre habe ich gewartet, um genau zu sein, und oft bin ich am Nachmittag auf und ab gegangen, dort, an der staubigen Hauptstraße, wo der Bus ankommt, der die wenigen Touristen bringt, die sich in unseren Ort verirren. Manchmal, wenn sich die Gelegenheit ergab, bin ich an den seltenen Tagen, an denen eine Maschine aus der Hauptstadt landet, zu unserem kleinen Flughafen gefahren und habe, vergeblich, Ausschau nach Ihnen gehalten.

Sie haben sich Zeit gelassen.

Nicht, dass ich Ihnen das vorwerfen möchte, bitte, verstehen Sie mich nicht falsch. Aber ich bin ein älterer Mann, der nicht weiß, wie viele Jahre ihm noch gegeben sind. In unserem Land altern die Menschen schnell und sterben früh. Mein Leben neigt sich langsam, und ich habe noch eine Geschichte zu erzählen, eine Geschichte, die für Sie bestimmt ist.

Sie lächeln. Sie halten mich für übergesnappt, für ein wenig verrückt oder zumindest sehr verschroben? Dazu haben Sie jedes Recht. Nur bitte, bitte, wenden Sie sich nicht ab. Das alles mag

rätselhaft und sonderbar für Sie klingen, und ich gestehe ein, dass mein Äußeres nicht dazu angetan ist, Ihr Vertrauen zu erwecken. Ich wünschte, ich hätte strahlend weiße Zähne wie Sie und nicht diese braunen Stummel im Mund, die nicht einmal mehr zum Kauen richtig taugen, diese Trümmer eines Gebisses. Meine Haut ist welk und schlaff und hängt von meinen Armen, als hätte ich sie dort zum Trocknen abgelegt. Man sagt, ich stinke aus dem Mund, meine Füße sind schmutzig und zerschunden vom jahrzehntelangen Laufen in billigen Sandalen, mein Hemd, das einmal weiß war, hätte eigentlich schon vor Jahren in den Müll gehört. Glauben Sie mir, ich bin ein reinlicher Mensch, aber Sie sehen, in welchem Zustand sich unser Land befindet. Beschämend. Ich bin mir dessen durchaus bewusst, aber ich kann es nicht ändern, und es hat mich viele Jahre meines Lebens gekostet, zu akzeptieren, was ich nicht ändern kann. Lassen Sie sich nicht von meiner äußeren Erscheinung in die Irre führen. Verwechseln Sie meinen Gleichmut nicht mit Desinteresse oder Resignation. Nichts läge mir ferner, meine Liebe.

Ich schweife ab, und ich sehe in Ihren Augen, dass ich Ihre Geduld strapaziere. Bitte, sehen Sie es mir nach, und wenden Sie sich nicht ab. Es wartet doch niemand auf Sie, habe ich recht? Sie sind allein gekommen, so wie ich es erwartet hatte. Geben Sie mir ein paar Minuten Ihrer Zeit. Bleiben Sie noch etwas bei mir, Julia.

Sie staunen? Ihre wunderschönen braunen Augen werden noch größer, und zum ersten Mal schauen Sie mich wirklich an. Sie sind erschrocken. Sie fragen sich, woher ich Ihren Namen weiß, da wir uns doch noch nie gesehen haben und Sie zum ersten Mal in unserem Land zu Gast sind? Kann es Zufall sein? Sie überlegen, ob ich vielleicht irgendwo ein Schild mit Ihrem Namen an Ihrer Jacke oder Ihrem kleinen Rucksack gesehen habe? Nein, habe ich nicht, glauben Sie mir. Ich kenne Ihren Namen, so wie ich den Tag und die Stunde Ihrer Geburt kenne, ich weiß um die kleine Jule, die nichts mehr liebte, als von ihrem Vater Geschichten erzählt zu bekommen, und ich könnte Ihnen hier und jetzt Jules Lieblingsmärchen erzählen. Die Geschichte vom Prinzen, der Prinzessin und dem Krokodil.

Julia Win. Geboren am 28. August 1968 in New York City. Mutter Amerikanerin. Vater Burmese. Ihr Familienname ist Teil meiner Geschichte, Teil meines Lebens, seit ich vor fünfundfünfzig Jahren aus dem Schoß meiner Mutter kroch, und in den vergangenen vier Jahren gab es keinen Tag, an dem ich nicht an Sie gedacht hätte. Ich werde Ihnen alles später erklären, aber lassen Sie mich zuerst meine Frage stellen: Glauben Sie an die Liebe?

Sie lachen. Wie schön Sie sind. Ich meine es ernst. Glauben Sie an die Liebe, Julia?

Selbstverständlich spreche ich nicht von dem Ausbruch an Leidenschaft, von dem wir meinen, er wird unser Leben lang nicht enden, der uns Dinge tun und sagen lässt, die wir später bereuen, der uns glauben machen will, dass wir ohne einen bestimmten Menschen nicht leben können, der uns vor Angst erzittern lässt bei dem Gedanken, wir könnten diesen Menschen wieder verlieren. Dieses Gefühl, das uns ärmer und nicht reicher macht, weil wir besitzen wollen, was wir nicht besitzen können, weil wir festhalten wollen, was wir nicht festhalten können. Ich meine auch nicht die körperliche Begierde und nicht die Eigenliebe, diesen Parasiten, der sich so gern als selbstlose Liebe tarnt.

Ich spreche von der Liebe, die Blinde zu Sehenden macht. Von der Liebe, die stärker ist als die Angst. Ich spreche von der Liebe, die dem Leben einen Sinn einhaucht, die nicht den Gesetzen des Verfalls gehorcht, die uns wachsen lässt und keine Grenzen kennt. Ich spreche vom Triumph des Menschen über die Eigensucht und den Tod.

Sie schütteln den Kopf? Daran glauben Sie nicht? Oh, Sie wissen gar nicht, wovon ich spreche? Das überrascht mich nicht, mir erging es ähnlich, bevor ich Ihren Vater traf. Warten Sie ab, Sie werden verstehen, was ich meine, sobald ich Ihnen die Geschichte erzählt habe, die ich seit vier Jahren für Sie mit mir herumtrage. Nur um ein wenig Geduld muss ich Sie bitten. Es ist spät geworden, und Sie sind sicherlich müde von der langen Reise. Ich für meinen Teil muss mit meinen Kräften haushalten und bitte um Ihr Verständnis, wenn ich

mich jetzt zurückziehe. Wenn es Ihnen genehm ist, sehen wir uns morgen um die gleiche Zeit an diesem Tisch in diesem Teehaus wieder. Hier traf ich, wenn ich das noch erwähnen darf, Ihren Vater, und um ganz ehrlich zu sein, dort, auf Ihrem Schemel, hockte er und begann zu erzählen, und ich saß hier, auf diesem Platz, staunend, ja, ich gebe zu, ungläubig und verwirrt. Ich hatte noch nie einen Menschen so erzählen hören. Können Worte Flügel haben? Können sie wie Schmetterlinge durch die Luft gleiten? Können sie uns mitreißen, davontragen in eine andere Welt? Können sie uns erbeben lassen wie die Naturgewalten, die die Erde erschüttern? Können sie die letzten geheimen Kammern unserer Seele öffnen? Ich weiß nicht, ob Worte allein es vermögen, aber zusammen mit der menschlichen Stimme können sie es, Julia, und Ihr Vater hatte an diesem Tag eine Stimme, wie wir sie vielleicht nur einmal im Leben haben. Er erzählte nicht, er sang, und obwohl er flüsterte, gab es in diesem Teehaus keinen Menschen, dem nicht die Tränen kamen, allein vom Klang seiner Stimme. Aus seinen Sätzen wurde bald eine Geschichte und aus der Geschichte ein Leben, das seine Kraft entfaltete und seine Magie. Was ich hörte, machte mich zu einem Gläubigen, wie Ihren Vater.

›Ich bin kein religiöser Mensch, und die Liebe, U Ba, die Liebe ist die einzige Kraft, an die ich wirklich glaube.‹ Das sind die Worte Ihres Vaters.«

U Ba schaute mich an und erhob sich. Er legte die Hände vor der Brust aneinander, ohne sie zu falten, machte die Andeutung einer Verneigung und verließ mit ein paar schnellen, leichtfüßigen Schritten das Teehaus.

Ich blickte ihm nach, bis er im Gewühl der Straße verschwunden war.

Nein, wollte ich ihm hinterherrufen, nein, ich glaube an keine Kraft, die Blinde zu Sehenden macht. Ich glaube nicht an Wunder und nicht an Magie. Das Leben ist kurz, zu kurz, um Zeit mit solchen Hoffnungen zu verschwenden. Ich genieße es, wie es ist,

anstatt mir Illusionen zu machen. Ob ich an die Liebe glaube? Was für eine Frage. Als wäre die Liebe eine Religion, an die man glaubt oder nicht. Als Achtzehnjährige habe ich von dem Prinzen geträumt, der kommt und mich rettet und befreit, und als er kam, musste ich lernen, dass es Prinzen nur im Märchen gibt und dass die Liebe blind macht und nicht sehend. Nein, wollte ich dem Alten hinterherrufen, ich glaube an keine Kraft, die stärker ist als die Angst, ich glaube nicht an einen Triumph über den Tod. Nein. Nein.

Stattdessen hockte ich auf meinem Hocker, zusammengesunken und eingefallen. Ich hörte noch immer seine Stimme, sie war weich und melodisch, in ihrer Sanftheit der meines Vaters nicht unähnlich. Seine Worte hallten in meinem Kopf wie ein Echo, das kein Ende nehmen will.

Bleiben Sie noch etwas bei mir, Julia, Julia, Julia ...

Glauben Sie an die Liebe, an die Liebe ...

Die Worte Ihres Vaters, Ihres Vaters ...

Ich hatte Kopfschmerzen und fühlte mich erschöpft. Als wäre ich aus einem Albtraum erwacht, der nicht aufhörte, mich zu quälen. Um mich herum summten Fliegen, setzten sich auf meine Haare, meine Stirn und meine Hände. Mir fehlte die Kraft, sie zu verscheuchen. Vor mir lagen drei trockene Kekse, auf dem Tisch klebte brauner Zucker.

Ich wollte einen Schluck von meinem Tee trinken. Er war kalt, und meine Hand zitterte. Die Finger umklammerten das Glas, es glitt mir aus der Hand, langsam, wie in Zeitlupe konnte ich sehen, dass es rutschte, so kräftig ich auch drückte. Das Geräusch des zersplitternden Glases auf dem Fußboden. Die Blicke der anderen Gäste. Als hätte ich eine Schrankwand mit Gläsern umgestoßen. Warum hatte ich diesem Fremden so lange zugehört? Ich hätte ihn bitten können zu schweigen. Ich hätte ihm klar und unmissverständlich sagen müssen, er solle mich in Ruhe lassen. Ich hätte aufstehen können. Irgendetwas hielt mich. Ich hatte mich abwenden

wollen, da sagte er: Julia, Julia Win. Ich hatte mir nicht vorstellen können, dass ich bei der Erwähnung meines Namens je so erschrecken würde. Mein Herz raste. Woher wusste er meinen Namen? Was wusste er noch von mir? Kannte er meinen Vater? Wann hatte er ihn zuletzt gesehen? Weiß er womöglich, ob mein Vater noch am Leben ist, wo er steckt?

2

Der Kellner wollte mein Geld nicht.

»Sie sind eine Freundin von U Ba. Seine Freunde sind unsere Gäste«, sagte er und verneigte sich.

Ich holte dennoch einen Geldschein aus meiner Hosentasche. Er war dreckig und abgegriffen, ich ekelte mich und schob ihn unter den Teller mit den Keksen. Der Kellner räumte das Geschirr ab, ohne den Schein zu berühren. Ich deutete auf das Geld, er lächelte nur.

War es ihm zu wenig, zu schmutzig oder nicht gut genug? Ich legte eine größere und saubere Note auf den Tisch. Er verbeugte sich, lächelte wieder und rührte sie nicht an.

Draußen war es noch heißer. Die Hitze lähmte mich, ich stand vor dem Teehaus, unfähig, einen Schritt zu tun. Die Sonne brannte auf meiner Haut, und das grelle Licht stach in den Augen. Ich setzte meine Baseballmütze auf und zog sie tief ins Gesicht.

Die Straße war voller Menschen, gleichzeitig herrschte eine seltsame Stille. Irgendetwas fehlte, und es dauerte eine Weile, bis ich begriff, was es war. Es gab kaum motorisierte Fahrzeuge. Die Menschen gingen zu Fuß oder waren mit dem Fahrrad unterwegs. An einer Kreuzung parkten drei Pferdekutschen und ein Ochsenkarren. Die wenigen Autos, die es zu sehen gab, waren alte japanische Pick-up-Trucks, zerbeult und verrostet, voll beladen mit großen

Bastkörben und Säcken, an denen sich junge Männer festgeklammert hielten.

Die Straße war gesäumt von flachen, einstöckigen Holzbuden mit Wellblechdächern, wie ich sie aus dem Fernsehen von Slums in Afrika oder Südamerika kannte. Es waren Geschäfte, Kaufhäuser auf zehn Quadratmetern, die alles anboten von Reis, Erdnüssen, Mehl und Haarshampoo bis zu Coca-Cola und Bier. Die Ware lag wild durcheinander, es gab keine Ordnung oder aber eine, die mir fremd war.

Jeder zweite Laden schien ein Teehaus zu sein, die Gäste hockten auf kleinen Holzstühlen davor. Um den Kopf hatten sie sich rote und grüne Frotteehandtücher gewickelt, ein Kopfschmuck, der ihnen so selbstverständlich war wie mir meine dunkelblaue New-York-Yankee-Baseballmütze. Anstelle von Hosen trugen die Männer Gewänder, die wie Wickelröcke aussahen, und sie rauchten lange dunkelgrüne Zigarillos.

Vor mir standen ein paar Frauen. Sie hatten sich gelbe Paste auf Wangen, Stirn und Nase geschmiert und sahen aus wie Indianerinnen auf dem Kriegspfad, und jede paffte einen dieser stinkenden grünen Stummel.

Ich überragte sie alle um mindestens einen Kopf, auch die Männer. Sie waren schlank, ohne dabei hager zu wirken, und sie bewegten sich mit der Eleganz und Leichtigkeit, die ich an meinem Vater immer bewundert hatte. Dagegen fühlte ich mich fett und schwerfällig mit meinen sechzig Kilo und meiner Größe von 1,76.

Am schlimmsten waren ihre Blicke.

Sie wichen mir nicht aus, sie schauten mir direkt ins Gesicht und in die Augen und lächelten. Es war kein Lächeln, das ich kannte.

Wie bedrohlich ein Lachen sein kann.

Andere grüßten mit einem Kopfnicken. Kannten sie mich? Hatten sie alle, wie U Ba, auf meine Ankunft gewartet? Ich wollte sie nicht sehen. Ich wusste nicht, wie ich ihren Gruß erwidern sollte, und lief so schnell ich konnte die Hauptstraße hinunter, den Blick auf ein imaginäres Ziel in der Ferne gerichtet.

Ich sehnte mich nach New York, nach dem Krach und dem Verkehr. Nach den ernsten und abweisenden Gesichtern der Passanten, die aneinander vorbeilaufen, ohne einander zu beachten. Selbst nach dem Gestank der übervollen Mülltonnen an einem schwülen, stickigen Sommerabend sehnte ich mich. Nach irgendetwas Vertrautem, etwas, an dem ich mich festhalten konnte, das Schutz versprach. Ich wollte zurück an einen Ort, an dem ich mich zu bewegen und zu verhalten wusste.

Etwa hundert Meter weiter gabelte sich der Weg. Ich hatte vergessen, wo mein Hotel lag. Ich blickte mich um, suchte nach einem Hinweis, einem Schild vielleicht oder einem Detail am Straßenrand, einem Busch, einem Baum, einem Haus, an das ich mich vom Hinweg erinnerte und das mir die Richtung weisen könnte. Ich sah nur monströse lilafarbene Bougainvilleabüsche, die höher waren als die Hütten, die sich dahinter verbargen, sah vertrocknete Felder, staubige Bürgersteige und Schlaglöcher, so tief, dass sie Basketbälle verschlingen könnten. Wohin ich blickte, es sah alles gleich aus, fremd und unheimlich.

Sollte ich, Julia Win aus New York, der in Manhattan jede Straße, jede Avenue vertraut ist, sollte ich mich in diesem Kaff mit seinen drei Längs- und vier Querstraßen verlaufen haben? Wo waren mein Gedächtnis, mein Sinn für Orte, meine Souveränität, mit denen ich mich in San Francisco, Paris und London zurechtgefunden hatte? Wie konnte ich so leicht die Orientierung verlieren? Ein Gefühl von Einsamkeit und Verlorenheit kroch in mir hoch, wie ich es in New York noch nie empfunden hatte.

»Miss Win, Miss Win«, rief jemand.

Ich wagte kaum, mich umzudrehen, und blickte über die Schulter zurück. Hinter mir stand ein junger Mann, den ich nicht kannte. Er erinnerte mich an den Pagen im Hotel. Oder den Kellner im Teehaus. An den Kofferträger am Flughafen in Rangoon, an den Taxifahrer. Sie sahen alle gleich aus, mit ihren schwarzen Haaren, den tiefbraunen Augen, ihrer dunklen Haut und diesem unheimlichen Lächeln.

»Suchen Sie etwas, Miss Win? Kann ich Ihnen helfen?«

»Nein danke«, sagte ich, die dem Fremden misstraute und nicht auf seine Hilfe angewiesen sein wollte.

»Ja, mein Hotel, den Weg«, sagte ich, die sich nach nichts mehr sehnte als nach einem Versteck, und sei es das erst heute Morgen bezogene Hotelzimmer.

»Hier rechts den Berg hinauf, dann sehen Sie es. Keine fünf Minuten«, erklärte er.

»Danke.«

»Ich hoffe, Sie haben eine schöne Zeit bei uns. Willkommen in Kalaw«, sagte er und ging weiter.

Im Hotel ging ich grußlos an der lächelnden Empfangsdame vorbei, stieg die schwere Holztreppe hinauf in den ersten Stock und sank auf mein Bett. Ich war erschöpft wie selten zuvor in meinem Leben.

Mehr als zweiundsiebzig Stunden war ich von New York nach Rangoon unterwegs gewesen. Anschließend hatte ich eine Nacht und einen halben Tag in einem alten Bus verbracht mit Menschen, die stanken und nichts am Leib trugen als schmutzige Röcke, verlumpte T-Shirts und zerschlissene Plastiksandalen. Mit Hühnern und quiekenden Ferkeln. Zwanzig Stunden Fahrt über Wege, die mit Straßen nichts gemein hatten. Ausgetrocknete Flussbetten waren das. Nur um von der Hauptstadt in diesen entlegenen Winkel zu gelangen. Warum?

Was machte ich in diesem Nest in den Bergen Burmas? Ich hatte hier nichts verloren und hoffte doch, etwas zu finden. Ich war auf der Suche, ohne wirklich zu wissen, wonach.

Ich musste geschlafen haben. Die Sonne war verschwunden, draußen dämmerte es, und mein Zimmer lag im Halbdunkel. Mein Koffer stand unausgepackt auf dem anderen Bett. Ich blickte durch den Raum, meine Augen wanderten hin und her, als müsste ich mich vergewissern, wo ich war. Über mir unter der mindestens vier Meter hohen Decke hing ein alter Holzventilator. Das Zimmer war groß, und die spartanische Einrichtung hatte etwas Klösterliches. Neben

der Tür ein schlichter Schrank, vor dem Fenster ein Tisch mit einem Stuhl, zwischen den Betten ein kleiner Nachttisch. Die Wände waren weiß gekalkt, keine Bilder oder Spiegel, die alten Holzdielen des Fußbodens blank poliert. Einziger Luxus war ein koreanischer Mini-kühlschrank. Er war kaputt. Durch die offenen Fenster wehte kühlere Abendluft, die gelben Vorhänge bewegten sich im Wind, langsam und behäbig.

In der Abenddämmerung, mit ein paar Stunden Abstand, erschien mir die Begegnung mit dem alten Mann noch absurder und rätselhafter als am Mittag. Die Erinnerung daran war verschwommen und unklar. Bilder spukten mir durch den Kopf, Bilder, die ich nicht deuten konnte und die keinen Sinn ergaben. Ich versuchte mich zu erinnern. U Ba hatte weißes, volles, aber ganz kurz geschnittenes Haar und um den Mund ein Lächeln, von dem ich nicht wusste, was es bedeutete. War es höhnisch, spöttisch? Mitleidig?

Was wollte er von mir?

Geld! Was sonst. Er hat nicht danach gefragt, aber die Bemerkungen über seine Zähne und sein Hemd waren ein Hinweis, ich habe ihn wohl verstanden. Meinen Namen kann er vom Hotel bekommen haben, wahrscheinlich arbeitete er mit dem Empfang zusammen. Ein Trickbetrüger, der mich neugierig machen, mich beeindrucken wollte, um mir dann seine Künste als Wahrsager, Astrologe oder Handleser anzubieten. Ich glaube an nichts davon. Wenn der wüsste, wie er seine Zeit vergeudet.

Hat er mir etwas über meinen Vater verraten, was mich veranlassen könnte zu glauben, dass er ihn wirklich kennt? »Ich bin kein religiöser Mensch, und die Liebe, U Ba, die Liebe ist die einzige Kraft, an die ich wirklich glaube«, soll er zu ihm gesagt haben. Nie hätte mein Vater so einen Satz auch nur gedacht, geschweige denn ausgesprochen. Mit Sicherheit nicht einem Fremden gegenüber. Oder täuschte ich mich? War es nicht eher eine lächerliche Anmaßung meinerseits, zu denken, ich wüsste, was mein Vater gedacht oder gefühlt hat? Wie vertraut war er mir?

Wäre er sonst verschwunden, einfach so, ohne einen Brief zum

Abschied? Hätte er seine Frau, seinen Sohn und seine Tochter zurückgelassen ohne Erklärung, ohne Nachricht?

Seine Spur verliert sich in Bangkok, sagt die Polizei. Er könnte in Thailand beraubt und ermordet worden sein.

Oder wurde er am Golf von Siam Opfer eines Unfalls? Wollte er nur einmal zwei Wochen völlig ungestört sein, ist weiter an die Küste gefahren und beim Schwimmen ertrunken? Das ist die Version unserer Familie, die offizielle zumindest.

Die Mordkommission vermutete, dass er ein Doppelleben führte. Sie wollten meiner Mutter nicht glauben, dass sie nichts über die ersten zwanzig Jahre im Leben meines Vaters wusste. Sie hielten das für so ausgeschlossen, dass sie meine Mutter zunächst verdächtigten, bei seinem Verschwinden eine Rolle zu spielen, entweder als seine Komplizin oder als Täterin. Erst als feststand, dass es keine hoch dotierte Lebensversicherung gab und niemand von seinem möglichen Tod finanziell profitieren würde, lag auch nicht mehr der Schatten eines Verdachts auf ihr. Verborg sich hinter dem Geheimnis der ersten zwanzig Lebensjahre meines Vaters eine Seite, die wir, seine Familie, nicht kannten? War er ein heimlicher Homosexueller? Ein Kindererschänder, der seine Lust in den Bordellen Bangkoks befriedigte?

Wollte ich das wirklich wissen? Wollte ich mein Bild von ihm, das des treuen Ehemanns, des erfolgreichen Anwalts, des guten und starken Vaters, der für seine Kinder da war, wenn sie ihn brauchten, wollte ich das befleckt sehen? Du sollst dir kein Bildnis machen. Als ob wir ohne leben könnten. Wie viel Wahrheit vertrage ich?

Was hat mich bis ans andere Ende der Welt getrieben? Nicht die Trauer, diese Phase ist vorüber. Vier Jahre sind eine lange Zeit. Ich habe getrauert, aber ich merkte bald, dass der banale Satz stimmt: Das Leben geht weiter. Auch ohne ihn. Meine Freunde behaupteten, ich sei über die Sache, wie sie es nannten, schnell hinweggekommen.

Es ist auch nicht die Sorge, die mich suchen lässt. Wenn ich ehrlich bin, glaube ich nicht, dass mein Vater noch am Leben ist oder, sollte ich mich täuschen, dass er mich braucht oder ich etwas für ihn tun könnte.

Es ist die Ungewissheit, die mir keine Ruhe lässt. Die Frage, warum er verschollen ist und ob sein Verschwinden mir etwas über ihn verrät, was ich nicht weiß. Kannte ich ihn so gut, wie ich glaube, oder war unser Verhältnis, unsere Nähe, eine Illusion? Diese Zweifel sind schlimmer als die Angst vor der Wahrheit. Sie werfen einen Schatten auf meine Kindheit, auf meine Vergangenheit, und ich beginne, meinen Erinnerungen zu misstrauen. Und sie sind das Einzige, was mir geblieben ist. Wer war der Mann, der mich großgezogen hat? Mit wem habe ich über zwanzig Jahre meines Lebens zusammengelebt? Wer war mein Vater wirklich?

3

Die letzte Erinnerung an ihn liegt vier Jahre zurück.

Es war der Morgen nach meinem Abschlussexamen. Ich schlief bei meinen Eltern im Haus meiner Kindheit in der 64. Straße auf der Ostseite Manhattans. Sie hatten mir ein Bett im ehemaligen Kinderzimmer bereitet, das nun als Gästezimmer diente. Wir hatten am Abend zuvor mein Examen gefeiert. Ich hätte auch zu mir gehen können, meine Wohnung auf der 2. Avenue liegt keine zehn Minuten vom Haus meiner Eltern entfernt, aber es war spät geworden, nach Mitternacht, und ich spürte den Champagner und den Rotwein. Wir hatten einen besonders schönen Abend gehabt, mein Bruder war aus San Francisco gekommen, mein Vater, der niemals Alkohol trank und Feste verabscheute, war ausgelassen wie selten, und ich hatte Sehnsucht nach meiner Familie bekommen, nach meinem alten Zimmer, den Gerüchen und Geräuschen meiner Kindheit. Einmal noch geweckt werden vom Geklapper des Geschirrs, wenn mein Vater, wie jeden Morgen kurz nach sechs, die Spülmaschine ausräumt und den Tisch deckt. Einmal noch den Geruch von frischem Kaffee und den aufgebackenen Zimtschnecken in der Nase spüren, die wir als Kinder so gerne aßen. Im Halbschlaf

hören, wie er die Haustür öffnet, hinaustritt, die *New York Times* aufhebt und wieder hereinkommt, horchen, wie die schwere alte Holztür ins Schloss fällt und die dicke Zeitung mit einem schmatzenden Geräusch auf dem Küchentisch landet. Meine Universitätsjahre waren vorbei, etwas ging zu Ende, unwiderruflich. Ich wollte es festhalten, und sei es nur für eine Nacht und einen Morgen. Den Tag beginnen im Schutz der Rituale meiner Kindheit. Die Geborgenheit genießen. Einmal noch.

Als hätte ich etwas geahnt.

Mein Vater weckte mich früh. Durch die hellen Holzjalousien fiel dämmriges Licht, es muss kurz vor Sonnenaufgang gewesen sein. Er stand vor meinem Bett, trug seinen altmodischen grauen Mantel und einen braunen Borsalino. Als kleines Mädchen habe ich ihn so ins Büro gehen sehen. Damals stand ich jeden Morgen am Fenster, manchmal weinend, weil ich nicht wollte, dass er fortging, und winkte ihm hinterher. Selbst später, als sein Fahrer in der großen schwarzen Limousine auf ihn wartete und er nur die drei Schritte über den Bürgersteig gehen musste, trug er Mantel und Hut. In all den Jahren veränderte er seine Bürokleidung nicht, kaufte nur in regelmäßigen Abständen neue Mäntel und Hüte, ausschließlich Borsalinos; sechs besaß er davon, zwei schwarze, zwei braune und zwei dunkelblaue. Als er die Mäntel selbst bei den konservativsten Herrenausstattern in New York nicht mehr fand, ließ er sie sich maßschneidern.

Der Borsalino war sein Talisman. Seinen ersten italienischen Hut hatte er für sein erstes Vorstellungsgespräch gekauft. Er bekam die Stelle. Damals hatte er mit dem Hut sicher Stil und Geschmack bewiesen, doch mit den Jahren wirkte es altmodisch, dann spleenig, und schließlich sah er aus wie ein Komparse aus einem Film über die Fünfzigerjahre. Als Teenager schämte ich mich für seinen Aufzug, weil mein Vater so vollkommen altmodisch aussah und die Mütter meiner Freundinnen mit einer Verbeugung begrüßte. Die anderen Kinder kicherten und lachten, wenn er mich gelegentlich von der Schule abholte. Dann tat er mir leid, weil ich mir nicht vorstellen

konnte, dass ihm das weniger wehtat als mir. Er trug niemals Sportschuhe, Jeans oder Sweatshirts und verachtete die legere amerikanische Art der Bekleidung. Sie zielen auf die niederen Instinkte des Menschen, und dazu gehöre die Bequemlichkeit, sagte er.

Mein Vater stand vor dem Bett und flüsterte meinen Namen. Er müsse zu einem Termin nach Boston und könne noch nicht genau sagen, wann er zurückkomme. Vermutlich erst in ein paar Tagen. Das war ungewöhnlich, denn seine Terminplanung funktionierte so zuverlässig wie das Laufwerk seiner Armbanduhr, außerdem flog er häufig nach Boston, aber nie über Nacht. Ich war zu müde, um mich zu wundern. Er gab mir einen Kuss auf die Stirn und sagte: »Ich liebe dich, mein Kleines. Vergiss das nie. Hörst du?«

Ich nickte im Halbschlaf.

»Ich liebe dich. Pass gut auf dich auf.«

Ich drehte mich um, drückte mein Gesicht in das Kissen und schlief weiter. Seither ist er verschwunden. Spurlos.

Der erste Hinweis, dass etwas nicht stimmte, kam morgens kurz nach zehn. Ich hatte lange geschlafen und war gerade erst in die Küche gekommen. Mein Bruder war schon wieder auf dem Weg nach San Francisco, meine Mutter wartete mit dem Frühstück auf mich. Sie saß im Wintergarten vor einer Tasse Kaffee und blätterte in der *Vogue*. Wir trugen beide noch unsere Morgenmäntel, auf dem Tisch lagen warme Zimtschnecken, und es gab frische Bagel, geräucherten Lachs, Honig und Erdbeermarmelade. Ich saß auf meinem alten Platz, den Rücken an die Wand gelehnt, Füße auf der Stuhlkante, die Beine angewinkelt und fest umschlungen. Ich nippte an meinem Orangensaft und erzählte meiner Mutter von meinen Plänen für den Sommer. Das Telefon klingelte. Es war Susan, die Sekretärin meines Vaters. Ob er krank sei, wollte sie wissen. Sein Zehn-Uhr-Termin, weiß Gott kein unwichtiger, warte auf ihn. Von Boston wusste sie nichts.

Meine Mutter war die weniger Beunruhigte, vermutlich, weil sie keinen Hollywood-Mogul samt Anwälten vor sich sitzen hatte.

Irgendetwas Kurzfristiges musste dazwischengekommen sein, die beiden Frauen waren sich einig. Er hatte es nicht geschafft anzurufen, war jetzt in einer Sitzung und würde sich bestimmt, da hatten sie keine Zweifel, in den nächsten Stunden melden.

Meine Mutter und ich frühstückten in Ruhe zu Ende. Meinen Vater erwähnten wir mit keinem Wort. Später gingen wir gemeinsam zur Kosmetikbehandlung, anschließend durch den Central Park zu Bergdorf and Goodman. Es war einer dieser warmen Frühsommertage, an denen es noch nicht zu feucht und zu heiß ist. Selten ist New York schöner. Im Park roch es nach frisch gemähtem Gras, auf der Sheep Meadow lagen Menschen in der Sonne, und ein paar Jungs spielten mit nackten Oberkörpern Frisbee. Vor uns liefen zwei ältere Männer Hand in Hand auf Rollschuhen. Am liebsten wäre ich stehen geblieben, hätte die Augen geschlossen und die Welt umarmt. An solchen Tagen hatte ich das Gefühl, das Leben sei nichts anderes als eine Ansammlung von Möglichkeiten, die nur darauf warteten, von mir genutzt zu werden.

Meine Mutter zog mich weiter.

Sie kaufte mir bei Bergdorf and Goodman ein gelbes, geblühtes Sommerkleid und lud mich danach zum Tee ins Plaza ein. Ich mochte das Hotel nicht; dieses französische Renaissanceimitat war mir zu verspielt, zu kitschig, aber ich hatte es längst aufgegeben, mit meiner Mutter woanders Tee trinken zu wollen. Sie liebte die Lobby mit dem vergoldeten Stuck an den hohen Decken und Wänden, den Säulen, so verschnörkelt und verziert, als wären sie aus Zuckerguss. Sie genoss die prätentöse Art der Kellner und die Weise, wie der französische Maître sie mit »Bonjour, Madame Win« begrüßte. Wir saßen zwischen zwei Palmen neben einem kleinen Buffet mit Kuchen, Pralinen und Eis. Zwei Stehgeiger spielten Wiener Walzer.

Meine Mutter bestellte Kaviarblinis und zwei Gläser Champagner.

»Gibt es noch etwas zu feiern?«, fragte ich.

»Dein Examen, mein Schatz.«

Wir probierten unsere Blinis. Sie waren zu salzig, der Champagner zu warm. Meine Mutter gab dem Kellner ein Zeichen.

»Lass es, Mama«, protestierte ich. »Es ist doch in Ordnung.«

»Nicht einmal das«, sagte sie zu mir in einem milden Ton, als verstehe ich davon nichts. »Wenn es das wenigstens wäre.«

Den Ober wies sie zurecht, und unter mehrfacher Entschuldigung nahm er unsere Bestellung wieder mit. Ihre Stimme konnte so kühl und scharf klingen. Früher hatte ich mich davor gefürchtet, heute war es mir nur unangenehm.

»Wenn ich Kaviarblinis esse, möchte ich, dass sie mehr sind als nur in Ordnung. Und lauwarmer Champagner ist eine Zumutung.« Sie schaute mich an. »Du hättest sie gegessen, nicht wahr?«

Ich nickte.

»Dein Vater auch. In manchen Dingen seid ihr euch sehr ähnlich.«

»Wie meinst du das?«, fragte ich. Es klang nicht wie ein Kompliment.

»Ist es eure Bescheidenheit, eure Passivität oder eure Scheu vor Konflikten, die ich nicht verstehen kann? Warum sollte ich mich nicht beschweren, wenn ich etwas von ungenügender Qualität bekomme?«

»Es ist mir lästig.«

»Ist es Schüchternheit oder Arroganz?«, fuhr sie fort, als hätte sie mich nicht gehört.

»Was soll das mit Arroganz zu tun haben?«

»Ihr wollt euch nicht mit dem Kellner abgeben«, sagte sie, und in ihrer Stimme lag eine Wut, die ich mir nicht erklären konnte. Mit salzigen Blinis und lauwarmem Champagner hatte sie nichts zu tun.

»Er ist es nicht wert. Das nenne ich Arroganz.«

»Nein, es ist mir einfach nicht so wichtig«, sagte ich. Das war nur die halbe Wahrheit, aber ich hatte keine Lust auf eine lange Diskussion. Mir war es peinlich, mich zu beschweren, egal, ob im Restaurant, in einem Hotel oder beim Einkaufen. Aber es machte mir mehr aus, als ich zugab. Es kränkte mich, und im Nachhinein ärgerte ich mich oft über meine Nachgiebigkeit. Bei meinem Vater war das anders. Sein Schweigen in solchen Situationen war echt. Ihm war es wirklich nicht wichtig. Wenn ihm jemand unhöflich begegnete

oder ihn schlecht behandelte, empfand er das nicht als sein Problem, sondern als das des anderen. Er lächelte, wenn sich jemand in einer Schlange vor ihn drängte. Er zählte nie sein Wechselgeld, meine Mutter jeden Cent. Ich beneidete ihn um seine Gelassenheit. Meine Mutter verstand ihn nicht. Sie war streng mit sich und mit anderen. Mein Vater nur mit sich.

»Wie kann es dir nicht so wichtig sein, ob du gut behandelt wirst, ob du bekommst, was dir zusteht? Das begreife ich nicht.«

»Können wir es nicht dabei belassen?«, sagte ich, mehr bittend als fordernd. Um sie abzulenken, fügte ich hinzu:

»Machst du dir Sorgen um Papa?«

Sie lächelte und schüttelte den Kopf. »Nein. Sollte ich?«

Heute frage ich mich, ob die Gelassenheit meiner Mutter nicht gespielt war. Wir verloren kein Wort über den geplatzten Termin. Sie erkundigte sich nicht im Büro, ob er sich gemeldet hatte. Warum war sie sich so sicher, dass ihm nichts zugestoßen war? Interessierte es sie nicht? Oder hatte sie schon seit Jahren gehnt, dass dieser Moment einmal kommen würde? Ihre Ruhe, ihre Ausgelassenheit an diesem Tag hatten etwas von der Erleichterung eines Menschen, der eine Katastrophe kommen sieht, weiß, dass er ihr nicht entfliehen kann, und am Ende froh ist, wenn es endlich passiert.

Wenige Wochen später saß Francesco Lauria, Leiter der Sonderkommission, die nach meinem Vater fahndete, bei uns in der Küche. Der New Yorker Polizeipräsident hatte ihn zu Beginn der Ermittlungen meiner Mutter als einen seiner besten Fahnder vorgestellt. Seither war er unser ständiger Hausgast. Er war jung, Mitte dreißig, schlank, muskulös und sehr eitel. Seine schwarzen Haare lagen so präzise, als würde er sie jeden Morgen nachschneiden. Er trug elegante Anzüge und italienische Krawatten. Das Auffallendste war seine Sprache. Er war eloquent und charmant und wählte seine Worte ähnlich sorgfältig wie ein guter Rechtsanwalt vor Gericht. In den ersten Tagen, die mein Bruder, meine Mutter und ich mehr oder weniger neben dem Telefon verbrachten, rief er häufig noch

gegen Mitternacht aus dem Präsidium an. Er tröstete uns, erzählte von der hohen Aufklärungsquote bei Entführungen und von Fällen, in denen der Mann nach zwei oder drei Wochen plötzlich unversehrt wieder vor der Tür stand. Mein Vater war für ihn eine Karrierechance, und er war fest entschlossen, sie zu nutzen. »Einflussreicher Wall-Street-Rechtsanwalt spurlos verschwunden«, schrieb die *New York Times* und zitierte Lauria gleich mehrmals auf der Titelseite des Lokalteils. In den folgenden Tagen waren die Zeitungen voller Spekulationen. War es Mord, die Rache eines Mandanten? Eine spektakuläre Entführung? Hatte Hollywood etwas damit zu tun?

Was die Polizei in den ersten zwei Wochen ermittelte, machte den Fall nur noch rätselhafter. Mein Vater war am Tag seines Verschwindens tatsächlich frühmorgens zum JFK-Flughafen gefahren, aber nicht nach Boston geflogen, sondern nach Los Angeles. Er hatte das Ticket am Flughafen gekauft und kein Gepäck aufgegeben. Von Los Angeles flog er weiter mit United Airlines, Flug 888, First Class, nach Hongkong. Ein Steward erinnerte sich an ihn, weil er keinen Champagner trank und auch keine Zeitung las, sondern ein Buch mit Gedichten von Pablo Neruda. Er beschrieb ihn als sehr ruhig und ausgesprochen höflich; er habe wenig gegessen und kaum geschlafen, sich keinen Film angesehen und die meiste Zeit gelesen.

In Hongkong verbrachte mein Vater eine Nacht im Peninsula, Zimmer 218, bestellte beim Roomservice ein Curryhuhn und Mineralwasser und verließ nach Aussagen des Personals sein Zimmer nicht. Am nächsten Tag flog er mit Cathay Pacific 615 nach Bangkok und übernachtete im Mandarin Oriental. Offensichtlich gab er sich keine Mühe, seine Spur zu verwischen; er wohnte in denselben Hotels, die er auch auf Geschäftsreisen benutzte, und zahlte alle Rechnungen mit Kreditkarte. Als habe er gewusst, dass, zumindest für die Ermittler, seine Reise hier enden würde. Vier Wochen später fand ein Bauarbeiter seinen Pass in der Nähe des Bangkoker Flughafens.

Vieles deutete darauf hin, dass er Thailand nicht wieder verlassen hatte. Die Polizei prüfte alle Passagierlisten der Flüge ab Bangkok, sein Name tauchte nirgendwo auf. Lauria vermutete zeitweilig, dass er sich in Thailand einen falschen Pass besorgt hatte und unter anderem Namen weitergefliegen sei. Mehrere Thai-Air-Stewardessen glaubten, ihn gesehen zu haben. Eine angeblich auf einem Flug nach London, eine andere auf dem Weg nach Paris und eine dritte in einer Maschine nach Phnom Penh. Alle Nachforschungen ergaben nicht das Geringste.

Die Beziehung zwischen Lauria und meiner Mutter hatte sich im Laufe der Ermittlungen immer mehr verschlechtert. Zu Beginn war er voller Sympathie für die Familie des Opfers, besonders für die Ehefrau, »der das Leid ins Gesicht geschrieben steht«, wie er es Reportern gegenüber ausdrückte. Wenn er anrief, klang seine Stimme so freundlich, warm und vertraut wie die unseres Hausarztes. Doch das Mitgefühl verwandelte sich allmählich in Misstrauen, weil er nicht verstand, dass wir so viele Fragen über die Vergangenheit meines Vaters nicht beantworten konnten. In seinen Augen behinderten wir die Ermittlungen. Wie kann es möglich sein, dass eine Frau nicht weiß, wo ihr Mann geboren wurde? Nicht das Datum, nicht einmal das Jahr des Geburtstages kennt. Namen der Schwiegereltern? Meine Mutter hatte den Kopf geschüttelt. Geschwister? Jugendfreunde?

Nach Angaben der Einwanderungsbehörde war mein Vater 1942 mit einem Studentenvisum von Burma in die USA gekommen. Er hatte in New York Jura studiert und wurde 1959 amerikanischer Staatsbürger. Als Geburtsort hatte er Rangoon angegeben, die Hauptstadt der ehemaligen britischen Kolonie. Nachforschungen des FBI und der amerikanischen Botschaft in Rangoon ergaben keinerlei Hinweise. Win ist ein geläufiger Nachname in Burma, und niemand schien die Familie meines Vaters zu kennen.

Lauria nahm einen Schluck von seinem schwarzen Kaffee.

»Es tut mir leid, Mrs. Win, wir kommen nicht weiter«, sagte er, und ich erkannte am Ton, dass er uns die Schuld oder zumindest

einen Teil der Schuld gab. »Ich möchte Ihnen noch einmal ein paar Fragen stellen. Hinter jedem Detail, jedem noch so unbedeutend erscheinenden Hinweis kann eine Spur stecken, die uns weiterhilft.«

Er holte einen Kugelschreiber und einen Notizblock aus der Tasche.

»Ist Ihnen in den Wochen vor dem Verschwinden Ihres Mannes etwas aufgefallen? Andere Gewohnheiten? Hat er Namen erwähnt, die Ihnen unbekannt waren?«

»Das haben Sie mich schon einmal gefragt«, antwortete meine Mutter gereizt. Sie gab sich keine Mühe, ihren Unmut zu verbergen.

»Ich weiß. Vielleicht ist Ihnen in den vergangenen Wochen noch etwas eingefallen. Manchmal hilft ein gewisser Abstand.«

»Mein Mann hat mehr meditiert als früher. Nicht nur, wie üblich, eine Dreiviertelstunde am Morgen, sondern auch abends nach dem Essen. Aber das sagte ich Ihnen bereits.«

»War er angespannter oder unruhiger?«

»Nein, im Gegenteil.«

»Fröhlicher?«, fragte Lauria erstaunt.

»Mein Vater war kein fröhlicher Mensch, nicht in dem Sinne«, mischte ich mich in das Gespräch ein. »Er war ruhig, oft sehr still, und in der Zeit vor seinem Verschwinden ruhte er noch mehr in sich als sonst.«

»Er hat besonders viel Musik gehört in den letzten Wochen, stundenlang vor dem Einschlafen«, fügte meine Mutter hinzu. »Er brauchte ja nicht viel Schlaf, vier, fünf Stunden pro Nacht, mehr nicht.«

»Hörte er etwas Bestimmtes?«

»Meistens seine Lieblingskomponisten: Bach, Mozart, Beethoven, Puccini-Opern, vor allem *La Bohème*.«

Lauria schrieb ein paar Sätze in seinen Block. »Mir ist aufgefallen, dass sowohl sein Büro als auch sein Arbeits- und Schlafzimmer ungewöhnlich aufgeräumt waren. Leere Schreibtische, die Korrespondenzen erledigt, nicht einmal ein halb gelesenes Buch lag auf dem Nachttisch.«

Meine Mutter nickte. »So war er.«

»Wie meinen Sie das?«, fragte Lauria.

»Penibel und ordentlich, sehr organisiert und weit vorausplanend. Aber was sagt Ihnen das?«

Lauria schwieg. »Wir vermuten«, sagte er nach einer langen Pause, »dass die Gründe für das rätselhafte Verschwinden Ihres Mannes in den ersten zwanzig Jahren seines Lebens zu suchen sind, und ohne Ihre Unterstützung werden wir uns weiter im Kreis drehen.«

»Ich habe Ihnen gesagt, was ich weiß«, unterbrach ihn meine Mutter. »Mein Mann hat über diese Zeit nicht gesprochen, mit niemanden.«

»Sie haben einen Menschen geheiratet, den Sie nicht kannten und von dem Sie nichts wussten?«, fragte Lauria. Seine Stimme klang nicht mehr vorwurfsvoll oder anklagend, sie war kalt und zynisch.

»Ich wusste, was ich wissen musste«, antwortete meine Mutter in einem scharfen Ton, der das Gespräch beenden sollte. »Ich liebte ihn. Mehr interessierte mich nicht.«

Lauria stand auf. Er nahm Kugelschreiber und Notizblock vom Tisch und steckte sie ein. Er konnte meine Mutter nicht verstehen, selbst wenn er gewollt hätte. Er gehörte zu den Menschen, die ein Nein als Antwort nicht gelten lassen, vermutlich in seiner Ehe ebenso wenig wie in seinem Beruf. Er ahnte nicht, dass meine Mutter und er in dieser Hinsicht eigentlich Seelenverwandte waren, und so konnte er auch nicht ermessen, wie schwierig es für sie gewesen war, mit dem Schweigen meines Vaters zu leben.

Lauria blickte uns an, als wolle er etwas sagen, ließ es dann aber.

Er ging zur Tür. »Ich rufe Sie an, wenn wir etwas Neues wissen«, sagte er.

»Danke«, sagte meine Mutter kühl.

Als Lauria gegangen war, setzte sie sich auf seinen Stuhl. Sie schwieg. Die Stille wurde mit jedem Atemzug bedrückender. Worüber schwiegen wir? Sagte meine Mutter die Wahrheit? War sie die Komplizin meines Vaters? Unser Schweigen lastete auf meinen Schultern und meinem Magen, und ich spürte, wie es in den Händen anfang

zu kribbeln, als traktiere mich jemand mit Nadeln. Das Gefühl kroch die Arme hoch und in die Brust, und ich wusste, wenn es meinen Kopf erreicht, werde ich ohnmächtig. Ich wollte etwas sagen. Nicht ein Wort konnte ich herauspressen.

Es war meine Mutter, die mich erlöste. Sie stand auf, kam zu mir und nahm mich in den Arm. Ich spürte, dass sie geweint hatte.

»Dein Vater hat mich nicht erst an dem Tag verlassen, an dem er verschwand.«

4

Gibt es Augenblicke, in denen ein Leben eine neue Wendung nimmt? In der die Welt, wie wir sie kennen, aufhört zu existieren? Die uns von einem Herzschlag zum anderen in einen anderen Menschen verwandelt? Der Moment, in dem der geliebte Mensch gesteht, dass er jemand anderen liebt und uns verlässt? Der Tag, an dem wir Vater oder Mutter oder unseren besten Freund beerdigen? Die Sekunde, in der uns der Arzt mitteilt, dass in unserem Kopf ein Tumor wächst?

Oder sind es immer nur Endpunkte langer Entwicklungen, die wir hätten kommen sehen können, hätten wir die Warnzeichen ernst genommen, anstatt sie zu ignorieren? Verändern sie unser Leben wirklich grundsätzlich, oder sind es nur Phasen der Trauer oder des Aufruhrs, nach denen wir weiterleben mit denselben Gewohnheiten, denselben Vorlieben und Abneigungen, denselben Ängsten und Zwängen, nur vielleicht in anderen Kleidern?

Und wenn es diese Wendepunkte gibt, sind wir uns ihrer bewusst in jenen Augenblicken, oder erkennen wir den Bruch erst viel später, in der Rückschau?

Fragen, die mich bisher nicht interessiert hatten und auf die ich keine Antwort wusste. Das Verschwinden meines Vaters war jedenfalls kein solches Erlebnis. Ich liebte ihn, ich vermisste ihn, aber ich

glaube nicht, dass in den vergangenen vier Jahren mein Leben anders verlaufen wäre, ich eine wichtige Entscheidung anders getroffen hätte, wäre er noch bei uns. Bis vor einer Woche dachte ich so. Es war kurz nach acht Uhr und schon dunkel, als ich abends aus dem Büro nach Hause kam und mich der Doorman aus dem Fahrstuhl zurückrief. Draußen regnete es heftig, meine Schuhe waren nass, ich froh und wollte in meine Wohnung.

»Was gibt's?«, fragte ich ungeduldig.

»Post für Sie«, sagte er und verschwand in einem Lagerraum.

Ich blickte durch die große Glasfront der Lobby auf die Straße. Die roten Rücklichter der Autos glänzten auf dem nassen Asphalt. Ich freute mich auf eine warme Dusche und einen heißen Tee. Der Doorman gab mir eine Tüte mit einem braunen Paket von der Größe eines Schuhkartons. Ich klemmte es unter den Arm und fuhr in meine Wohnung in den vierunddreißigsten Stock.

Eine kleine Wohnung. Schlafzimmer, Bad und Wohnzimmer mit offener Küche, ich hatte sie sparsam, aber mit ausgesuchten Möbeln eingerichtet. Ein langer Holztisch, vier Metallstühle, ein Sessel vor dem Fenster, die Stereoanlage auf dem Fußboden, an den weißen Wänden zwei Bilder von Basquiat, meinem Lieblingsmaler. Ich mochte die Wohnung vor allem wegen ihres Blickes. Die Fensterfront reichte von der Decke bis zum Parkettfußboden, und an klaren Tagen lag Manhattans Skyline vor mir. Der Blick aus dem Fenster war ein Gemälde, ein geniales Kunstwerk, das lebte und als Beweis jede Nacht seine Formen und Farben veränderte.

An manchen Abenden stand ich auf meinem kleinen Balkon und träumte. Dann blickte ich auf Manhattan mit einem Gefühl, als hätte ich es erschaffen, streckte die Arme aus und stellte mir vor, ich könnte fliegen. Es war meine Stadt.

Ich hörte den Anrufbeantworter ab, acht Nachrichten, alle geschäftlich. Auf dem Tisch lag ein Haufen Post, Rechnungen und Werbebriefe. Es roch nach Putzmitteln, und ich öffnete die Balkontür. Es regnete noch immer, und die Wolken hingen so tief, dass ich kaum das andere Ufer des East River sehen konnte. Unter mir stau-

ten sich die Autos auf der zweiten Avenue und der Queensboro Bridge, das Hupen drang bis hinauf in den vierunddreißigsten Stock.

Nach dem Duschen holte ich das Paket aus der Tüte. Ich erkannte die Schrift meiner Mutter sofort. Sie schickte mir gelegentlich Karten mit Grüßen oder Zeitungsausschnitte, von denen sie annahm, dass sich mich interessierten, oder fand, dass sie mich interessieren sollten. Sie verabscheute Anrufbeantworter, und das war ihre Art, Nachrichten zu hinterlassen. Ein Paket hatte sie mir lange nicht mehr geschickt; sonderbar, zumal wir für morgen zum Essen verabredet waren. Ich öffnete es und fand einen Stapel alter Fotos, Dokumente und Unterlagen meines Vaters, dazu ein paar Zeilen von ihr.

*Julia, ich entdeckte diesen Karton beim Ausmotten auf dem Dachboden. Er war hinter die alte chinesische Kommode gefallen. Vielleicht interessieren Dich die Sachen. Dazu habe ich das letzte Foto von uns vieren gelegt. Ich brauche nichts mehr davon. Freu mich auf Samstag,
Deine Judith*

Ich breitete den kleinen Stapel auf dem Tisch aus. Obendrauf lag das Familienfoto, entstanden am Tag meines Examens. Ich stehe strahlend zwischen meinen Eltern und habe mich bei ihnen eingehakt. Mein Bruder steht hinter mir und hat seine Hände auf meine Schultern gelegt. Meine Mutter lacht stolz in die Kamera. Auch mein Vater lächelt. Wie Fotos lügen können. Die perfekte, glückliche Familie, nichts deutet darauf hin, dass dies unser letztes gemeinsames Bild ist, oder schlimmer noch, dass einer von uns hinter dem Rücken der anderen schon lange seinen Abschied geplant hat. Ich hatte mir dieses Bild nach Vaters Verschwinden häufig und lange angeschaut, als könnte ich darin Antworten auf meine Fragen finden, als gäbe es irgendwo ein Detail, einen versteckten Hinweis, der das Rätsel lösen würde. Ich habe sein Gesicht mit einer Lupe studiert,

vor allem seine Augen, die so strahlen konnten, die es ihm unmöglich machten, Freude zu verbergen. Auf dem Bild sind die Augen leer, er sieht abwesend aus, als hätte er sich bereits davongestohlen.

Darunter lagen zwei abgelaufene Reisepässe, seine amerikanische Einbürgerungsurkunde und ein paar alte, engzeilig voll geschriebene Terminkalender. Boston. Washington. Los Angeles. Miami. London. Hongkong. Paris. Es gab Jahre, da umrundete mein Vater die Welt gleich mehrmals. Er war in seiner Kanzlei zu einem der acht Teilhaber aufgestiegen und hatte sich als Rechtsanwalt früh auf die Unterhaltungsindustrie spezialisiert. Er beriet Hollywood-Studios bei Filmverträgen, Übernahmen und Zusammenschlüssen. Zudem gehörten einige der großen Stars zu seinen Klienten.

Ich habe nie wirklich verstanden, warum er in seinem Beruf so erfolgreich war. Er arbeitete viel, aber strahlte dabei keinerlei persönlichen Ehrgeiz aus, er war weder eitel, noch versuchte er, am Ruhm seiner Klienten teilzuhaben. Sein Name tauchte nie in den Klatschspalten auf, er besuchte keine Partys, nicht einmal die opulenten Wohltätigkeitsbälle, die meine Mutter und ihre Freundinnen organisierten. Das für Einwanderer so typische Bedürfnis, irgendwo dazugehören zu wollen, war ihm fremd. Er war ein Einzelgänger und das Gegenteil von dem Bild, das man sich von einem Showbiz-Staranwalt macht. Vielleicht war es genau das, was Vertrauen einflößte und ihn zu einem begehrten Verhandlungspartner machte. Die Ruhe und Gelassenheit, das Unprätentiöse, diese immer etwas weltfremde, abwesende Art, unbeeindruckt von Geld oder Ruhm. Hinzu kamen zwei außergewöhnliche Fähigkeiten, so ausgeprägt, dass sie seinen Partnern und seinen wenigen Freunden manchmal unheimlich waren: Er besaß ein fast fotografisches Gedächtnis und eine unglaubliche Menschenkenntnis. Mein Vater überflog Bilanzen und Vertragsentwürfe und kannte sie auswendig, er zitierte aus Memos und Briefwechseln, die Jahre zurücklagen. Am Beginn von Gesprächen schloss er häufig die Augen und konzentrierte sich auf die Stimmen seiner Gegenüber. Als versinke er in einer Oper. Nach wenigen Sätzen wusste er um ihr Befinden, spürte, ob sie sich ihrer

Sache sicher waren, ob sie die Wahrheit sagten oder pokerten. Es klappte nicht immer, aber oft. Früher sei er darin unfehlbar gewesen, behauptete er. Es sei erlernbar, aber wer es ihm wann und wo beigebracht hatte, wollte er mir nicht verraten, sosehr ich auch bettelte.

Nicht einmal in meinem Leben habe ich ihn anlügen können. Nicht wirklich.

Der älteste Kalender stammte aus dem Jahr 1960. Ich blätterte ihn durch, nichts als geschäftliche Termine, fremde Namen, Orte und Uhrzeiten. In der Mitte lag ein Zettel, ich erkannte die Handschrift meines Vaters sofort.

How much does a man live, after all?
Does he live a thousand days, or one only?
For a week, or for several centuries?
How long does a man spend dying?
What does it mean to say »for ever«?

Pablo Neruda

Ganz hinten steckte ein blauer Briefumschlag aus dünnem Luftpostpapier, säuberlich zu einem kleinen Rechteck zusammengefoldet. Ich nahm ihn heraus und öffnete ihn. Auf dem Kuvert stand eine Adresse:

Mi Mi
38, Circular Road
Kalaw, Shan State
Burma

Ich zögerte. Barg dieser unscheinbare, hauchdünne blaue Bogen Papier den Schlüssel zum Geheimnis meines Vaters? Gab es zum ersten Mal seit seinem Verschwinden die Möglichkeit, mehr herauszufinden?

Ich war mir nicht mehr sicher, ob ich es wirklich wollte. Welche Rolle spielte die Wahrheit heute, vier Jahre später, noch? Meine

Mutter hatte mit dem Rätsel Frieden geschlossen, und ihr ging es vermutlich besser als während ihrer Ehe. Mein Bruder lebte in Kalifornien und war dabei, eine Familie zu gründen. Er hatte kein besonders gutes Verhältnis zu meinem Vater gehabt und ihn bestimmt seit zwei Jahren nicht mehr erwähnt. Ich konzentrierte meine Kraft auf meinen Beruf und machte Karriere als Anwältin. Mein Terminkalender für die kommenden Monate war voll. Ich arbeitete an zwei großen Fällen und hatte keine Zeit, nicht einmal für einen Freund. Wir hatten uns mit unserer Version der Ereignisse eingerichtet und lebten nicht schlecht damit. Ich hatte im Augenblick weder die Energie noch das Interesse, mich mit alten Geschichten zu beschäftigen. Wozu auch? Mir ging es gut.

Ich nahm den Brief und ging zum Gasherd. Ich könnte ihn verbrennen, die Flammen würden das leichte Papier in wenigen Sekunden in Asche verwandeln. Ich stellte den Herd an, hörte das Gas rauschen, das Klicken des automatischen Anzünders, die Flamme. Ich hielt den Umschlag nahe ans Feuer. Eine Bewegung, und unsere Familie hätte ihren Frieden. Ich weiß nicht mehr, wie lange ich vor dem Herd stand, ich erinnere mich nur, dass mir plötzlich die Tränen kamen. Sie liefen mir die Wangen hinab, ich wusste nicht, warum ich weinte, aber die Trauer wurde größer und größer, und irgendwann fand ich mich auf meinem Bett wieder, weinend und schluchzend wie ein Kind.

Die Uhr an meinem Bett zeigte 5.20 Uhr, als ich aufwachte. Ich spürte das Weinen noch in meinem Körper, erinnerte mich ein paar Atemzüge lang nicht an den Anlass und hoffte, das alles sei ein Traum gewesen. Dann fiel mein Blick auf den Brief. Ich stand auf und zog mich aus, duschte, warf einen Bademantel über, steckte ein gefrorenes Croissant in die Mikrowelle und machte mir einen Milchkaffee. Am Tisch entfaltete ich behutsam den Brief. Als könnte er in meinen Fingern zerplatzen wie eine Seifenblase.

New York, 24. April 1955

Geliebte Mi Mi,

fünftausendachtthundertundvierundsechzig Tage sind vergangen, seit ich zum letzten Mal Dein Herz habe schlagen hören. Weißt Du eigentlich, wie viele Stunden das sind? Wie viele Minuten? Weißt Du, wie arm ein Vogel ist, der nicht singen kann, eine Blume, die nicht blüht? Wie elend ein Fisch zugrunde geht, wenn man ihm das Wasser nimmt?

Es ist schwer, Dir einen Brief zu schreiben, Mi Mi. So viele habe ich geschrieben und dann nicht abgeschickt. Was kann ich Dir berichten, was Du nicht schon wusstest? Als ob wir Tinte und Papier, Buchstaben und Wörter bräuchten, um zu wissen, wie es uns geht. Du bist bei mir gewesen, jede der 140736 Stunden, ja, so viele waren es bereits, und Du wirst bei mir sein, bis wir uns wiedersehen. (Verzeih mir, wenn ich das Selbstverständliche ausspreche, nur dieses eine Mal.) Ich werde zurückkehren, wenn die Zeit gekommen ist. Wie flach und leer die schönsten Worte klingen können. Wie trist und trostlos muss das Leben sein für Menschen, die Worte brauchen, um sich zu verständigen, die sich berühren, sehen oder hören müssen, um einander nah zu sein. Die sich ihre Liebe beweisen oder auch nur bestätigen müssen, um sich ihrer sicher zu sein. Ich merke, auch diese Zeilen werden nicht auf den Weg zu Dir gehen. Du hast längst gespürt, was ich Dir schreiben wollte, und so sind diese Briefe in Wahrheit an mich gerichtet, nur Versuche, die Sehnsucht zu besänftigen.

Hier brach der Brief ab. Ich las ihn ein zweites und ein drittes Mal, faltete ihn und steckte ihn zurück in den Umschlag. Ich schaute auf die Uhr. Es war Samstagmorgen, kurz nach sieben. Es hatte aufgehört zu regnen, die Wolken hatten einem tiefblauen Himmel Platz gemacht, unter dem Manhattan langsam erwachte. Über dem East River ging die Sonne auf, sie schien in mein Wohnzimmer und tauchte alles in ein warmes, rötliches Licht. Es würde ein kalter, schöner Tag werden.

Ich holte einen Zettel und wollte mir Notizen machen, die Situation analysieren, eine Strategie entwerfen, so wie ich es im Büro tat. Das Papier blieb weiß.

Ich hatte den Zeitpunkt der Entscheidung verpasst. Sie war gefallen, auch wenn ich nicht wusste, wer sie für mich getroffen hatte.

Die Nummer von United Airlines kannte ich auswendig. Der nächste Flug nach Rangoon ging am Sonntag über Hongkong und Bangkok. Dort müsste ich mir ein Visum besorgen und könnte dann am Mittwoch mit Thai Air weiter nach Burma.

»Und der Rückflug?«

Ich überlegte kurz.

»Bleibt offen.«

5

Meine Mutter wartete bereits. Wir waren um halb zwei bei Sant Ambroeus auf der Madison Avenue zum Mittagessen verabredet. Es war zwanzig nach eins, und sie saß, wie fast jeden Sonnabend, auf ihrem Platz ganz hinten, auf der mit rotem Samt gepolsterten Bank, von wo aus sie das kleine Lokal und die Cappuccinobar im vorderen Raum überblicken konnte, in der Hand ein fast leeres Glas Weißwein. Seit der Eröffnung dieses italienischen Restaurants vor zwölf Jahren gehörten meine Mutter und ihre Freundinnen zu den Stammgästen. Sie mochten die leicht blasierten Kellner in ihren schwarzen Smokings und vor allem Paolo, den Inhaber, der sie jedes Mal mit großer Geste und Handkuss begrüßte, als hätten sie sich Jahre nicht gesehen. Oft aßen sie bei ihm zwei- oder dreimal in der Woche, planten ihre Wohltätigkeitsbälle für den Winter, schimpften über den Verkehr in den Hamptons im Sommer.

Meine Mutter hatte schon bestellt; es gehörte zu unseren Ritualen,

dass sie bei Sant Ambroeus für mich aussuchte. Vor ihr stand ein Teller mit drei Scheiben Tomaten und frischem Büffelmozzarella. Auf mich wartete ein kleiner Salat.

Sie erzählte von dem Wohltätigkeitsball des Tierschutzvereins, dessen Schirmherrin sie war, und von Francis-Bacon-Bildern, die sie im MoMA gesehen hatte und schrecklich fand. Ich nickte, ohne ihr wirklich zuzuhören.

Ich war nervös. Wie würde sie auf meine Pläne reagieren?

»Ich verreise am Montag«, sagte ich. Meine Stimme klang noch zaghafter, als ich es befürchtet hatte.

»Wohin?«, fragte sie.

»Nach Burma.«

»Mach dich nicht lächerlich«, sagte sie, ohne von ihrem Mozzarella aufzublicken.

Es waren solche Sätze, mit denen sie mich seit meiner Kindheit zum Schweigen bringen konnte. Ich trank einen Schluck von meinem Mineralwasser und betrachtete meine Mutter. Sie hatte ihr graues Haar wieder dunkelblond färben und kurz schneiden lassen. Die kurzen Haare machten sie jünger, aber auch strenger. Ihre spitze Nase war in den vergangenen Jahren noch spitzer geworden, ihre Oberlippe war fast verschwunden, und die sich mehr und mehr nach unten neigenden Mundwinkel gaben ihrem Gesicht etwas Bitteres. Ihre blauen Augen hatten den Glanz verloren, den ich aus meiner Kindheit erinnerte. War es das Alter, oder sieht so eine Frau aus, die nicht geliebt worden ist? Oder nicht so, wie sie es gebraucht oder gewollt hätte?

Wusste sie von Mi Mi und hat es uns Kindern verheimlicht? Sollte ich ihr von dem Brief erzählen?

Sie aß ein Stück Tomate mit Käse und schaute mich an. Ich konnte ihren Blick nicht deuten und wich ihm aus.

»Wie lange bleibst du weg?«

»Ich weiß es noch nicht.«

»Und dein Job? Was ist mit den Verhandlungen in Washington, von denen du mir erzählt hast?«

»Ich weiß es nicht. Vielleicht können sie zwei Wochen warten.«

»Du bist verrückt. Du riskierst deine Karriere. Wofür?«

Die Frage hatte ich erwartet und befürchtet. Ich wusste keine Antwort. Der Brief an Mi Mi war vierzig Jahre alt. Ich glaubte nicht, dass er wirklich etwas mit dem Verschwinden meines Vaters zu tun hatte. Ich wusste nicht, wer Mi Mi war, wo sie war, welche Rolle sie im Leben meines Vaters gespielt hatte und ob sie noch lebte. Ich hatte einen Namen und eine alte Adresse in einem Dorf, von dem ich mir nicht einmal sicher war, wo es lag. Ich bin kein Mensch, der leichtfertig seinen Gefühlen folgt, ich vertraue meinem Intellekt mehr als meinen Instinkten.

Und trotzdem. Ich musste mich auf die Suche machen. Etwas zog mich an diesen Ort, eine Kraft, die ich nicht kannte und der ich keinen Widerstand leisten konnte, der ich nichts entgegenzusetzen hatte als rationale Argumente. Zum ersten Mal in meinem Leben war das nicht genug.

»Was suchst du in dem Land?«, hörte ich meine Mutter fragen.

»Die Wahrheit«, antwortete ich. Es sollte eine Feststellung sein, klang aber eher wie eine Frage.

»Die Wahrheit. Die Wahrheit«, wiederholte sie. »Wessen Wahrheit? Seine Wahrheit? Deine Wahrheit? Meine kann ich dir hier und jetzt in drei Sätzen sagen. Wenn sie dich interessiert.«

Ihre Stimme klang alt und bitter. Ich hatte nicht geahnt, wie verletzt meine Mutter war. Wir hatten darüber nie gesprochen, nicht über ihre Ehe und nicht über ihren Satz »Dein Vater hat mich nicht erst an dem Tag verlassen, an dem er verschwand«.

»Ich möchte wissen, was mit meinem Vater geschehen ist. Warum kannst du das nicht verstehen?«

»Welche Rolle spielt das jetzt, vier Jahre später?«

»Vielleicht lebt er noch?«

»Selbst wenn. Glaubst du nicht, er hätte sich gemeldet, wenn er noch etwas von uns wissen wollte?«

Sie sah mir an, dass mich der Gedanke traf, und fügte hinzu: »Oder möchtest du Detektiv spielen? Das kann die Polizei besser. Was

immer du in seinen alten Sachen gefunden hast, warum gibst du es nicht Lauria? Ruf ihn an. Er wird sich freuen.«

Auf diese Idee war ich auch gekommen. Ein paar Stunden nachdem ich den Flug gebucht hatte, saß ich in meiner Wohnung, blickte über die Stadt und fand die Idee plötzlich lächerlich. Auf was für ein Abenteuer wollte ich mich einlassen? Als wäre ich ein Teenager, der alles stehen und liegen lässt, um seiner großen Liebe einmal um die Welt zu folgen. So spontan war ich mit achtzehn nicht, warum sollte ich es mit siebenundzwanzig sein? Ein Blick in den Terminkalender zeigte mir, wie albern meine Pläne waren. Wir bereiteten die Fusion von zwei Telefongesellschaften vor, in der kommenden Woche standen entscheidende Gespräche beim Kartellamt in Washington an, anschließend Verhandlungen in Phoenix und Austin.

Wo war da Platz für Mi Mi?

Ich wollte Lauria von meinem Fund erzählen und ihn um Rat fragen.

»Lauria«, meldete er sich.

Lauria. Es genügte. Ich kannte den berechnenden Ton, die falsche Herzlichkeit, das gespielte Interesse nur zu gut. Das alles war mir aus meinem Büro vertraut; ich kannte das von mir, wenn ich mit jemandem sprach, von dem ich etwas wollte oder brauchte. Ich hörte seine Stimme und wusste, dass er nie von Mi Mi erfahren würde. Die Vorstellung, dass er den Brief meines Vaters in den Händen halten und lesen würde, war mir widerlich. Was immer für ein Rätsel sich dahinter verbarg, einen Menschen wie Lauria ging das nichts an. Er würde es nicht verstehen, er würde darauf herumtrampeln und es zerstören, ohne es überhaupt zu merken.

Ich begriff, dass mein Vater mir ein Geheimnis in den Schoß gelegt, mir eine Kostbarkeit, ein Stück seines Herzens oder seiner Seele anvertraut hatte, das nur für mich bestimmt war und das ich hüten und beschützen musste.

»Julia Win. Ich wollte mich nur erkundigen, ob es neue Hinweise gibt«, sagte ich verlegen.

»Nein, es sei denn, Sie haben welche.«
»Ich? Woher soll ich etwas Neues wissen?«
»Warum hätten Sie sonst angerufen?«
Es war ein kurzes Gespräch.

Ich blickte meine Mutter an. »Und?«

»Was möchtest du wissen?«

»Die Wahrheit.«

Sie legte langsam das Besteck weg, tupfte mit der Serviette ihren Mund ab und trank einen Schluck Wein.

»Die Wahrheit ist: Dein Vater hat mich betrogen. Nicht einmal und nicht zweimal. Er hat mich betrogen, jede Stunde, jeden Tag, in den fünfunddreißig Jahren unserer Ehe. Nicht mit einer Geliebten, die ihn heimlich auf seinen Reisen begleitete oder mit der er die Abende verbrachte, wenn er angeblich noch im Büro saß. Ich weiß nicht, ob er je eine Affäre gehabt hat, es spielt keine Rolle. Er hat mich betrogen, weil er mir falsche Versprechungen gemacht hat. Er hat sich mir versprochen, was sonst ist eine Heirat? Er ist meinetwegen zum Katholiken geworden. Er hat die Worte des Geistlichen bei der Trauung wiederholt: in guten wie in schlechten Zeiten. Er hat es nicht ernst gemeint, er hat den Glauben geheuchelt, und er hat die Liebe zu mir geheuchelt. Er hat sich mir nicht gegeben, Julia, nicht einmal in guten Zeiten.

Glaubst du, ich hätte ihn nie nach seiner Vergangenheit gefragt? Glaubst du wirklich, die ersten zwanzig Jahre seines Lebens wären mir egal gewesen? Als ich ihn das erste Mal fragte, vertröstete er mich, schaute mich an mit diesem sanften, vertrauensvollen Blick, dem ich damals noch nicht standhalten konnte, und versprach, mir eines Tages alles zu erzählen. Das war vor unserer Hochzeit, und ich glaubte ihm, ich vertraute ihm. Später habe ich ihn gelöchert, ich habe geweint, und ich habe geschrien und mit Trennung gedroht. Ich sagte ihm, ich würde ausziehen und nur dann zurückkommen, wenn er mir nichts mehr verheimlichen würde. Er sagte, er liebe mich, warum mir das nicht genüge. Wie kann man behaupten, jemanden

wirklich zu lieben, wenn man nicht bereit ist, alles mit ihm zu teilen, auch die Vergangenheit?

Nach deiner Geburt habe ich in einem seiner Bücher einen alten Brief gefunden. Er hatte ihn kurz vor unserer Hochzeit geschrieben. Es war ein Liebesbrief an eine Frau in Burma. Er wollte mir das erklären, aber ich wollte nichts hören. Es ist seltsam, Julia, aber ein Geständnis, eine Offenbarung ist wertlos, wenn sie zur falschen Zeit kommt. Ist es zu früh, überfordert sie uns, wir sind noch nicht bereit dafür und wissen ihren Wert nicht zu schätzen. Kommt sie zu spät, ist die Chance vertan, das Misstrauen, die Enttäuschung schon zu groß, die Tür verschlossen. Was Nähe schaffen sollte, bringt in beiden Fällen nur Distanz. Für mich war es zu spät. Ich wollte von den Geschichten seiner ehemaligen Geliebten nichts mehr wissen, sie hätten uns nicht nähergebracht, nur noch verletzt. Ich sagte ihm, ich würde mich von ihm trennen, wenn ich noch einmal so einen Brief fände, egal wie alt der sei, und dass er weder mich noch seine Kinder je wiedersehen würde. Das half. Ich habe nie wieder etwas gefunden, obwohl ich seine Sachen alle paar Wochen gründlich durchsucht habe.«

Sie machte eine Pause, leerte ihr Weinglas und bestellte ein neues. Ich wollte ihre Hand nehmen, aber sie zog sie zurück und schüttelte den Kopf. Auch dafür war es zu spät.

»Wie konnte ich mich wehren? Wie konnte ich ihm heimzahlen, was er mir antat? Ich beschloss, meine eigenen Geheimnisse zu haben. Ich teilte weniger und weniger mit ihm, behielt meine Gedanken und meine Gefühle für mich. Er fragte nicht. Er war der Meinung, wenn ich ihm etwas erzählen, wenn ich etwas mit ihm teilen wollte, würde ich das tun. So lebten wir nebeneinanderher, bis zu dem Morgen, an dem er verschwand.

Er hat mich ausgenutzt. Ich war jung, noch keine zweiundzwanzig, und sehr naiv, als wir uns zum ersten Mal begegneten. Es war auf dem Geburtstag einer Freundin. Ich sehe ihn noch durch die Tür kommen, groß und schlank, mit seinen vollen Lippen, ein Mund, der immer ein wenig zu lächeln schien. Er sah gut aus, und die Frauen schwärmten für ihn, ohne dass er es wollte; vielleicht

wusste er es nicht einmal. Alle meine Freundinnen hätten ihn genommen. Seine große Nase, die hohe Stirn und die schmalen Wangen gaben seinem Gesicht etwas Asketisches, das mich anzog. Seine schwarze, runde Brille betonte seine schönen Augen noch. Er hatte eine Leichtigkeit in seinen Bewegungen, eine Eleganz in seinem Ausdruck und seiner Sprache, eine Aura, die selbst meine Eltern beeindruckte. Für sie wäre er der perfekte Schwiegersohn gewesen: gebildet, intelligent, tadellose Manieren, selbstbewusst ohne eine Spur von Arroganz. Natürlich waren sie dennoch gegen die Hochzeit. Sie haben mir bis zu ihrem Tod nicht vergeben, dass ich einen ›Farbigen‹ geheiratet habe. Es war das erste und einzige Mal, dass ich wirklich gegen sie revoltiert habe. Wie du weißt, liegt das nicht in meiner Natur. Einmal bin ich über meinen Schatten gesprungen und zahle dafür mein Leben lang.«

Sie atmete tief durch. Der Kellner hatte das Risotto gebracht, es stand dampfend vor ihr, aber sie rührte es nicht an.

»Du kannst gerne nach Burma fahren«, sagte sie erschöpft. »Wenn du zurückkehrst, werde ich dich nichts fragen, und ich möchte auch nicht, dass du mir irgendetwas von deiner Reise erzählst. Was immer du dort findest, mich interessiert es nicht mehr.«

Die Limousine zum Flughafen wartete vor der Tür. Es war ein klarer, kalter Morgen. Ich sah den Atem des Fahrers, der vor dem Wagen auf und ab ging und rauchte. Der Doorman trug mein Gepäck zum Auto und lud es in den Kofferraum. Als ich einsteigen wollte, gab er mir einen Brief. Eine ältere Dame habe ihn vor einer halben Stunde für mich abgegeben. Die Handschrift meiner Mutter. Warum war sie nicht hochgekommen? Während der Fahrer von der zweiten Avenue in den Midtown-Tunnel bog, öffnete ich den Umschlag.

*Meine liebe Julia,
wenn Du diese Zeilen liest, bist Du auf dem Weg nach Burma,
dem Geburtsland Deines Vaters. Was immer Du dort suchst, ich
wünsche Dir, dass Du es findest.*

Ich schreibe Dir, weil mir unser Gespräch bei Sant Ambroeus nicht aus dem Kopf geht. Was ich Dir sagen möchte, wollte ich nicht gestern Abend am Telefon besprechen, als wir uns verabschiedeten.

Ich habe während unseres Mittagessens sehr ablehnend auf Deine Reisepläne reagiert. Sie haben mich verletzt, und ich weiß nicht, warum. War es die ganze Enttäuschung, die eine gescheiterte und dennoch fast fünfunddreißig Jahre währende Ehe mit sich bringt? Ein Scheitern, das wir uns nie eingestanden haben, weder Dein Vater noch ich. Oder fürchtete ich, dass Du Dich auf seine Seite schlagen würdest? Verzeih mir solche Gedanken.

Ich hatte jetzt eine Nacht Zeit, um über Deine Frage nach der »Wahrheit« nachzudenken, und befürchte, dass ich Dir am Sonnabend etwas Wichtiges verschwiegen habe.

Dein Vater wollte mich nicht heiraten. Zumindest nicht am Anfang. Von dem Tag, an dem ich ihn fragte, ob wir nicht heiraten wollten, bis zu unserer Hochzeit vergingen über zwei Jahre. Eine Zeit, in der ich nichts unversucht ließ, ihn für mich zu gewinnen. Zunächst meinte er, wir würden zu wenig voneinander wissen und sollten warten, bis wir uns besser kennen würden. Später behauptete er, wir seien zu jung, wir sollten uns Zeit lassen. Kurz vor der Hochzeit warnte er mich, dass er mich nicht so lieben könne, wie ich es vielleicht erwartete oder bräuchte. Ich habe nicht auf ihn gehört, ich glaubte ihm nicht. Seine Zurückhaltung, sein Zögern machten mich nur noch entschlossener. Ich wollte ihn haben, ihn und keinen anderen. In den ersten Monaten hatte ich den Verdacht, dass er in Burma eine Frau hätte, aber er erklärte, er sei nicht verheiratet. Mehr wollte er über die Jahre in seiner Heimat nicht sagen. Es interessierte mich zu dem Zeitpunkt auch noch nicht. Ich war überzeugt, dass er mir und meiner Liebe auf Dauer sowieso nicht widerstehen könnte. Burma war weit weg. Ich war es, die neben ihm einschlief und neben ihm aufwachte. Ich wollte ihn erobern. War es gekränkte Eitelkeit, die mich nicht aufgeben ließ? Oder war

es die brave, wohlerzogene Tochter aus gutem Hause, die gegen ihre Eltern rebellierte? Was gab es für einen besseren Protest gegen die Welt meines Vaters, als einen dunkelhäutigen Mann zu heiraten?

Ich habe viele Jahre versucht, auf diese Frage eine Antwort zu finden. Ohne Erfolg. Vielleicht war es eine Kombination von Gründen. Als ich einsah, dass ich Deinen Vater nicht so verändern konnte, wie ich es wollte, war es zu spät. Am Anfang blieben wir wegen Euch Kindern zusammen, später fehlte uns der Mut zur Trennung, jedenfalls was mich betrifft. Was Deinen Vater angeht, bin ich mir über seine Motive nicht im Klaren. Vermutlich war ich es nie.

Ich wollte, dass Du das weißt, bevor Du Dich auf die Suche machst. Komm gesund wieder.

*Gott segne Dich,
Deine Judith*

6

Ich lag lange wach und schlief dann schlecht, obschon ich mich vor Müdigkeit und Erschöpfung kaum mehr bewegen konnte. Die vielen Fragen ließen mich nicht zur Ruhe kommen, sie jagten durch meinen Kopf, als brülle sie mir jemand ohne Unterlass ins Ohr. Mehrmals in der Nacht schreckte ich auf, saß im Bett und schaute auf den kleinen Reisewecker neben mir. 2.20 Uhr. 3.10 Uhr. 3.40 Uhr.

Am Morgen fühlte ich mich nicht besser. Ich war von einem Augenblick zum anderen hellwach, mir war übel, ich hatte Kopfschmerzen, und mein Herz schlug so heftig, als würde jemand fortwährend gegen meine Brust pressen. Ich kannte das Gefühl aus New York; in den Nächten vor wichtigen Verhandlungen oder Gesprächen erging es mir ähnlich.

Durch das offene Fenster wehte ein leichter Wind, und ich spürte,

wie die Morgenkälte langsam unter meine Decke kroch. Ein frischer exotischer Geruch, den ich nicht kannte, erfüllte mein Zimmer.

Es war hell geworden, ich stand auf und ging ans Fenster. Der Himmel war dunkelblau ohne eine Wolke, die Sonne lag noch irgendwo versteckt hinter den Bergen. Auf der Wiese vor dem Hotel sah ich blühende Bäume, Blumen und Büsche, die so fremd auf mich wirkten, als wären es Gewächse aus einem Märchenbuch. Ihre Farben waren wilder und ungezügelter als alles, was ich aus Amerika kannte, sie erinnerten mich an meine Basquiat-Bilder zu Hause. Selbst das Rot des Klatschmohns leuchtete so intensiv, wie ich es noch nie erlebt hatte.

In der Dusche gab es kein warmes Wasser.

Wände und Decke des Frühstücksraums waren mit dunklem, fast schwarzem Holz getäfelt. Auf einem Tisch am Fenster stand ein Frühstücksgedeck, die anderen Tische waren leer. Ich war der einzige Gast im Hotel.

Der Kellner näherte sich mit einer tiefen Verbeugung. Ich hatte die Wahl zwischen Tee oder Kaffee und Spiegel- oder Rührei. Cornflakes und Bagel kannte er nicht. Wurst oder Käse gab es nicht.

»Spiegel- oder Rührei«, wiederholte er.

»Rühreier«, sagte ich, und er nickte.

Ich schaute ihm hinterher, bis er durch eine Pendeltür am anderen Ende des Saales verschwand. Auch er bewegte sich so leichtfüßig, dass ich seine Schritte nicht hören konnte. Als schwebte er ein paar Zentimeter über dem Boden durch den Raum.

Ich war allein, und die Stille war mir unangenehm. Ich fühlte mich beobachtet, als hätten die leeren Tische und Stühle Augen und würden mich anstarren und jede meiner Bewegungen misstrauisch beglotzen. Ich war Ruhe nicht gewohnt, nicht diese Art zumindest. Wie lange konnte es dauern, Kaffee zu kochen? Rühreier zu braten? Warum hörte ich keine Stimmen, keine Geräusche aus der Küche? Die Stille bedrückte mich, sie wurde mir zunehmend unheimlicher, und ich fragte mich, ob es eine Steigerung von Stille gibt, so wie es die Steigerung eines Geräuschpegels gibt. Offensichtlich, denn mit

jedem Augenblick hörte ich sie intensiver, bis sie mir in den Ohren wehtat und unerträglich wurde. Ich räusperte mich, klopfte mit dem Messer gegen meinen Teller, nur um etwas zu hören. Die Stille verschluckte die Geräusche und war danach noch hässlicher als zuvor.

Ich stand auf, ging zur Tür, die in den Garten führte, öffnete sie und trat hinaus. Es war windig. Noch nie hatte das Rauschen eines Baumes, das Summen einer Hummel, das Zirpen eines Grashüpfers so beruhigend geklungen.

Der Kaffee war lauwarm, die Rühreier verbrannt. Der Kellner stand in der Ecke, lächelte und nickte, und ich aß verbrannte Eier, trank lauwarmen Kaffee und nickte und lächelte zurück. Ich bestellte noch einen Kaffee und blätterte in meinem Reiseführer. Kalaw war ihm knapp eine Seite wert.

»Gelegen am westlichen Ende des Shan-Plateaus, eine populäre Bergstation unter den Briten. Heute ein ruhiger, friedlicher Ort mit viel Atmosphäre aus der Kolonialzeit. 1320 Meter hoch, angenehm kühl, idealer Platz zum Wandern in Pinien- und Bambuswäldern, beeindruckende Ausblicke auf die Berge und Täler der Shan-Provinz.

Bevölkerung: Eine einmalige Mischung aus Shan, Burmesen, verschiedenen Bergvölkern, burmesischen und indischen Muslimen und Nepalesen (Gurkhas, die einst in der britischen Armee dienten), viele von ihnen gingen in Missionsschulen. Bis in die Siebzigerjahre gab es in Kalaw amerikanische Missionare, die in den Schulen unterrichteten. Ein Großteil vor allem der älteren Einwohner spricht noch heute Englisch.«

Als Sehenswürdigkeiten waren drei Pagoden und der Markt vermerkt. Es gab angeblich ein burmesisches, ein chinesisches und ein nepalesisches Restaurant, ein Kino und mehrere Teehäuser. Mein im Tudorstil erbautes Hotel hatte ein Engländer entworfen; es war schon während der Kolonialzeit das erste Haus am Platz gewesen.

Außerdem gab es noch mehrere kleine Hotels und Pensionen »für geringste Ansprüche«.

Nach dem Frühstück ging ich in den Garten und setzte mich unter eine Pinie auf eine Holzbank. Von der Kühle des Morgens war nichts mehr zu spüren, mit der Sonne war die Hitze gekommen, ein süßlich-schwerer Geruch lag in der Luft.

Wo sollte ich mit der Suche nach Mi Mi beginnen? Mein einziger Anhaltspunkt war der Briefumschlag mit ihrer Adresse:

38, Circular Road
Kalaw, Shan State
Burma

Das war vor fast vierzig Jahren.

Ich brauchte dringend ein Fahrzeug und auch einen Einheimischen, der sich gut auskannte. Was noch?

In meinem Notizblock machte ich eine Liste von Dingen, die ich zu tun hatte:

1. Auto plus Fahrer mieten
2. Tourguide finden
3. Telefonbuch besorgen
4. Stadtplan kaufen
5. Mi Mis Adresse suchen
5. Falls verzogen, Nachbarn und/oder Polizei befragen
7. Polizei nach Vater fragen
8. Bürgermeister und/oder Einwohneramt checken
9. Evtl. andere Amerikaner oder Engländer aufsuchen
10. Vaters Foto in Teehäusern, Hotels und Restaurants zeigen
11. Sämtliche Hotels, Clubs etc. checken

Nicht anders bereitete ich mich auf Verhandlungen und Gespräche mit Klienten vor; das Auflisten, die systematische Recherche, war mir vertraut und gab mir Sicherheit.

Das Hotel hatte mir einen Fahrer empfohlen, der auch als Tourguide arbeitete. Er sei heute mit zwei dänischen Touristen unter-

wegs und würde in den kommenden Tagen Zeit haben. Er wollte am Abend gegen acht Uhr ins Hotel kommen. Es machte Sinn, auf ihn zu warten und mit der Suche erst morgen zu beginnen. Außerdem konnte ich U Ba nach Mi Mi fragen, auch wenn er ein Schwindler war. Er hatte offensichtlich sein Leben in Kalaw verbracht und war in ihrem Alter, vermutlich kannte er sie.

Es war kurz nach zwölf, und ich beschloss, ein wenig zu joggen. Nach der langen Reise brauchte mein Körper Bewegung, es war zwar warm, aber die trockene Höhenluft und der Wind machten die Hitze erträglich. Ich war gut in Form und lief in Manhattan selbst an heißen und schwülen Sommerabenden mehrere Meilen durch den Central Park.

Das Joggen tat gut, es befreite mich. Die Blicke störten nicht mehr, ich musste ihnen nicht ausweichen, weil ich mich auf meine Beine konzentrierte. Ich hatte das Gefühl, ich konnte allem, was mir fremd und unheimlich war, davonlaufen, konnte sehen und beobachten, ohne selbst gesehen zu werden. Ich lief ins Dorf hinunter, die Hauptstraße entlang, an einer Moschee und einer Pagode vorbei, umrundete in einem weiten Bogen den Markt, überholte Ochsenkarren und Pferdekutschen und mehrere junge Mönche. Erst beim Laufen bemerkte ich, wie langsam und gemächlich sich die Menschen im Ort bewegten, trotz ihrer Leichtfüßigkeit. Jetzt fühlte ich mich ihnen gewachsen, bestimmte mein Tempo selbst und musste mich nicht mehr ihrer Geschwindigkeit anpassen. Ich spürte die Kraft in meinen Beinen, war froh, dass sie auch nach einer halben Stunde nicht weniger wurde. Selbst den Anstieg zu meinem Hotel schaffte ich mit leichten Füßen.

Nach dem Duschen legte ich mich aufs Bett und ruhte mich aus. Ich fühlte mich besser.

Auf dem Weg zum Teehaus dann wurden meine Beine müde, ich spürte jeden Schritt. Ich war unsicher und aufgereggt, wollte wissen, was mich erwartete. Ich bin kein Mensch, der sich gern überraschen lässt. Was würde er mir erzählen, was davon konnte ich glauben? Ich wollte ihm detaillierte Fragen stellen, und sollte er sich in Widersprüche verwickeln, würde ich aufstehen und gehen.

U Ba wartete bereits. Er stand auf, verbeugte sich und nahm meine Hände. Seine Haut war weich und seine Hände angenehm warm. Wir setzten uns. Er bestellte zwei Gläser Tee und ein paar Kekse und schaute mich an, ohne etwas zu sagen. Nach einer Weile schloss er die Augen, atmete tief ein und begann, zu erzählen.

7

Der Dezember in Kalaw ist ein kalter Monat. Der Himmel ist blau und wolkenlos. Die Sonne wandert von einer Seite des Horizonts zur anderen, aber sie steigt nicht mehr hoch genug, um wirklich zu wärmen. Die Luft ist klar und frisch, und nur in den empfindlichsten Nasen liegt noch eine Ahnung des schweren, süßlichen Duftes der tropischen Regenzeit, wenn die Wolken tief über dem Dorf und in den Tälern hängen und das Wasser hemmungslos vom Himmel fällt. Als müsse es die Welt vor dem Verdursten retten. Dann ist es heiß und feucht, auf dem Markt riecht es nach faulem Fleisch, und auf den Eingeweiden und Totenschädeln der Schafe und Rinder hocken träge die Fliegen, zu müde, um den todbringenden Schlägen zu entfliehen. Selbst die Erde scheint zu schwitzen, aus ihren Poren kriechen Würmer und Insekten. Harmlose Rinnsale werden zu reißenden Flüssen, die in einem Augenblick der Unachtsamkeit Ferkel, Lämmer oder Kinder verschlingen, um sie weiter unten im Tal leblos wieder auszuspucken.

Der Dezember weiß davon nichts. Der Dezember verspricht den Menschen in Kalaw Ruhe vor den Gewalten der Natur. Er verspricht angenehm kühle Tage und kalte Nächte.

Der Dezember ist scheinheilig, dachte Mya Mya. Sie saß auf einem Holzschemel vor ihrem Haus und blickte über die Felder und das Tal und auf die Bergkuppen in der Ferne. Die Luft war so klar, dass sie das Gefühl hatte, durch ein Fernglas bis ans Ende der Welt zu schauen. Mya Mya traute dem Wetter nicht. Obwohl sie sich nicht

erinnern konnte, in ihrem Leben jemals im Dezember eine Wolke am Himmel gesehen zu haben, hielt sie die Möglichkeit eines Wolkenbruchs nicht für ausgeschlossen. Oder die eines Taifuns, auch wenn seit Menschengedenken nicht einer seinen Weg vom bengalischen Golf bis in die Berge rund um Kalaw gefunden hatte. Ausgeschlossen, darauf beharrte sie, war es nicht. Solange es Taifune gab, konnte einer ihren Heimatort verwüsten. Oder die Erde könnte beben. Auch oder vielleicht gerade an einem Tag wie heute, an dem nichts auf eine Katastrophe hindeutete. Sicherheit ist immer trügerisch. Vertrauen ein Luxus, den sich Mya Mya, davon war sie in der Tiefe ihres Herzens überzeugt, nicht leisten konnte. Ruhe und Frieden gab es für sie nicht. Nicht auf dieser Welt. Nicht in diesem, ihrem Leben.

Das hatte sie gelernt, an jenem heißen, brütenden Tag im August vor siebzehn Jahren. Als sie unten am Fluss spielten, sie und ihr Zwilling Bruder. Als er ausrutschte auf den glitschigen Steinen. Als er das Gleichgewicht verlor und mit den Armen ruderte, hilflos, wie eine Fliege in einem umgestülpten Glas. Als er in das Wasser fiel, das ihn mitnahm. Auf die Reise. Die ewige. Sie stand am Ufer und konnte nicht helfen. Sie sah sein Gesicht noch einmal aus dem Wasser auftauchen, ein letztes Mal.

Ein Priester hätte vom Willen Gottes gesprochen, von einer Prüfung ihres Glaubens, die der Herrgott in seiner Weitsicht der Familie auferlegt hat. Die Wege des Herrn sind unergründlich.

Die buddhistischen Mönche suchten den Grund für das Unglück in einer früheren Existenz des Jungen. Er musste in einem anderen Leben etwas Schreckliches angerichtet haben, und sein Tod war die Strafe dafür.

Der Astrologe des Ortes gab am Tag nach dem Unfall dem Sinnlosen einen, seinen Sinn. Die Kinder seien zum Spielen Richtung Norden gegangen, und das hätten sie nicht tun dürfen, nicht sie mit ihren Geburtsdaten, an diesem Samstag im August, das musste zu Unheil führen. Hätte man ihn, den Astrologen, nur früher gefragt, er hätte die Kinder gewarnt. So einfach ist das Leben, dachte die Fünfjährige damals, so kompliziert.

Mit ihrem Bruder starb auch ein Teil von ihr. Dafür gab es keine Beerdigung, die Familie bemerkte es nicht einmal. Ihre Eltern waren Bauern und mit der Ernte beschäftigt und mit der Saat und mit ihren vier anderen Kindern. Sie hatten hungrige Mäuler zu stopfen, es war mühsam genug, jeden Abend Reis und ein wenig Gemüse auf den Tisch zu bekommen.

Mya Mya, die halb Tote, war allein und bemühte sich in den folgenden Jahren, Ordnung in ihre aus den Fugen geratene Welt zu bringen. Sie ging jeden Nachmittag hinunter ans Wasser, saß an jener Stelle, von der aus sie ihren Bruder zum letzten Mal gesehen hatte, und wartete darauf, dass er wieder auftauchte. Sein Leichnam war eine Beute des Flusses geworden, er hatte ihn nicht wieder hergegeben. Am Abend vor dem Einschlafen sprach sie zu ihm, erzählte vom Tag und war sich sicher, dass er sie hören konnte. Sie schlief auf seiner Seite der gemeinsamen Bastmatte, unter seiner Decke, und noch Jahre später lag ihr sein Geruch in der Nase.

Sie weigerte sich, ihrer Mutter beim Wäschewaschen am Fluss zu helfen, sie mied Wasser überhaupt und wusch sich nur im Beisein ihrer Eltern. Als könnte sie in einem Eimer ertrinken. Sie trug bestimmte Kleidung nur an bestimmten Tagen, sprach bis zum fünfzehnten Lebensjahr an Sonnabenden kein Wort und fastete an Sonntagen. Sie schuf sich ein verflochtenes Netz von Ritualen und lebte darin.

Rituale versprechen Sicherheit.

Ihre Familie konsultierte seit dem Tod des Bruders den Astrologen nicht mehr einmal im Jahr, sie befragte ihn fast wöchentlich. Sie hockten bei ihm, lauschten jedem seiner Worte, folgten seinen Anweisungen, als könne er sie vor allem Unheil dieser Welt behüten. Er riet ihnen, an bestimmten Daten nicht ins nächste Dorf zu reisen, und um kein Risiko einzugehen, bewegte sich die Familie an solchen Tagen nicht vom Grundstück fort. Keine Saat wurde gesät, ohne dass er es gutgeheißen hätte. Den Bräutigam der ältesten Schwester lehnte er ab, weil seine Sterne nicht zu denen des Mädchens passten.

Mehr noch als die Eltern hing Mya Mya an den Lippen des Astrologen. Sie verehrte den alten Mann, und solange sie sich an seinen Rat hielt, fühlte sie einen gewissen Schutz. Samstag waren für sie, eine Donnerstaggeborene, Tage, an denen Unheil drohte, an denen sie auf der Hut sein musste, besonders im April, August und Dezember. Daran erinnerte er sie wieder und wieder. Jahrelang verließ sie das Haus an Samstagen überhaupt nicht, bis an einem Sonnabend (im April!) eine Decke neben der Kochstelle in der Küche Feuer fing. Die Flammen waren gefräßig. Sie verschlangen nicht nur die Holzhütte in wenigen Minuten, sie raubten Mya Mya auch den letzten Rest Vertrauen, dass es für sie irgendwo einen sicheren Ort geben könnte.

Ihr war kalt geworden. Sie hörte in der Küche das Feuer knistern und stand auf. Auf dem Wasser im Kübel vor ihr lag eine dünne Haut, zart und zerbrechlich. Sie trat gegen das Holz und beobachtete, wie die Eisschicht in winzige Schollen zerbrach, die das Wasser schnell verschlang.

Sie atmete tief durch, hielt mit beiden Händen ihren Bauch und schaute an ihrem Körper hinab. Sie war eine schöne junge Frau, auch wenn sie selber es noch nie so empfunden und ihr das auch noch nie jemand gesagt hatte. Ihr langes schwarzes Haar trug sie zu einem Zopf geflochten, der fast bis zur Hüfte reichte. Die dunklen, großen, fast runden Augen und die vollen Lippen gaben ihrem Gesicht einen sinnlichen Ausdruck. Sie hatte lange, dünne Finger und muskulöse, aber schlanke Arme und Beine. Sie hatte kaum zugenommen, nirgendwo hatte sich Wasser angesammelt. Nur der Bauch war rund und dick und groß, so groß, dass er ihr fremd erschien, auch noch nach Monaten. Als gehöre er nicht zu ihr. Sie spürte ein leichtes Treten, ein Klopfen, und wusste: Gleich kommen sie wieder.

Gestern Abend hatte es begonnen, in Abständen von einer Stunde. Nun kamen sie alle paar Minuten. Wellen, die an eine Festung brandeten, immer mehr und höher und kräftiger. Mya Mya merkte, wie sie fortgerissen wurde, sie wollte sich an etwas klammern, einen

Arm, einen Ast, einen Stein, es gab nichts, was ihr Halt geben konnte. Sie wollte das Kind nicht, nicht heute, nicht an einem Sonnabend im Dezember.

Die Nachbarin hatte schon viele Kinder zur Welt gebracht und fand, es sei eine leichte Geburt gewesen, zumal für eine Erstgeburt. Mya Mya erinnerte sich nicht, nicht wirklich. Sie hatte Stunden in einer anderen Welt gelebt. Einer Welt, in der ihre Hände und Beine ihr nicht mehr gehorchten, in der sie ihren Körper nicht mehr spürte, nicht so, wie sie es kannte. In der sie nur noch aus einer großen Wunde bestand. Sie sah fette schwarze Regenwolken und einen Falter, der sich auf ihre Stirn setzte. Sie sah ihren Bruder in den Fluten. Ein allerletztes Mal. Ein Gedanke segelte vorbei, wie eine Hühnerfeder, die der Wind davonträgt. Ihr Kind. An einem Sonnabend. Ein Zeichen? Die Wiedergeburt ihres Bruders?

Sie hörte ein Baby schreien. Nicht jämmerlich, eher trotzig und wütend. Ein Junge, sagte jemand. Mya Mya machte die Augen auf und suchte ihren Bruder. Nein, nicht dieses hässliche, verschrumpelte, blutverschmierte Etwas. Dieses hilflose Bündel mit seinem gequetschten Kopf und dem entstellten Gesicht.

Was immer ein Kind braucht, Mya Mya wusste es nicht. Sie kam mit leeren Händen.

Was sie an Liebe besessen hatte, gab es nicht mehr. Fortgespült. An einem heißen, brütenden Tag im August.

8

Niemand konnte behaupten, dass Mya Mya sich in den ersten Lebenstagen ihres Sohnes nicht bemüht hätte. Sie tat, was immer die Nachbarin ihr sagte. Sie legte ihn an die prall gefüllte Brust und nährte ihn mit ihrer Milch. Sie wiegte ihn in den Schlaf oder trug ihn umher, wenn er keine Ruhe finden konnte. Sie schleppte ihn eng an den Körper gebunden, wenn sie ins Dorf zum Einkaufen ging.

Nachts lag sie wach zwischen ihrem Mann und ihrem Kind und horchte, ob der Kleine Luft holte, folgte den kurzen, schnellen Atemstößen des Säuglings und wünschte sich, dass sie etwas spüren würde. Etwas fühlen, wenn ihr Kind an ihr saugte, es mit seinem faltigen Händchen einen ihrer Finger umklammerte. Sie wünschte sich, dass etwas käme, das die Leere in ihr füllen würde. Irgendetwas.

Sie drehte sich zur Seite und presste ihn an sich, eine Umarmung irgendwo zwischen Ohnmacht und Gewalt. Sie drückte kräftiger, und zwei große braune Augen blickten sie erstaunt an. Mya Mya spürte nichts. Mutter und Sohn waren wie zwei Magneten, die einander abstießen. Sosehr sie auch drücken mochte, sie berührten sich nicht.

Vielleicht wäre es eine Frage der Zeit gewesen, vielleicht hätten sie trotzdem eine Chance gehabt, und aus dem Instinkt des Versorgens wäre ein Gefühl der Zuneigung und aus dem Gefühl der Zuneigung das Wunder der Liebe geworden, wäre nicht die Geschichte mit den Hühnern passiert.

Es geschah an einem Sonnabend auf den Tag genau zwei Wochen nach der Geburt. Mya Mya ging kurz nach Sonnenaufgang hinaus auf den Hof, um Holz zu holen für das Feuer in der Küche. Es war ein kalter Morgen, und sie beeilte sich. Auf der Suche nach etwas Reisig und ein paar kräftigen Scheiten ging sie hinter das Haus, das tote Huhn lag direkt vor dem Holzhaufen. Fast wäre sie draufgetreten. Das zweite entdeckte sie gegen zwölf Uhr, die Stunde der Geburt, drei und vier kurz darauf und den Hahn am Nachmittag. Ihr Mann schaute sich die toten Tiere an und konnte nichts finden. Noch am Abend zuvor waren sie munter gackernd um das Haus gerannt, und es gab keine Anzeichen, dass ein Hund, eine Katze oder gar ein Tiger sie gerissen hatte. Für Mya Mya bestand kein Zweifel, die Kadaver bestätigten ihre schlimmsten Befürchtungen. Sie waren der Wolkenbruch, nein, schlimmer, der Taifun im Dezember, das Beben der Erde, vor dem sie sich immer gefürchtet und auf das sie insgeheim gewartet hatte: Auf ihrem Sohn lag ein Fluch. Er

war ein Bote des Unglücks. Der Astrologe hatte es vorhergesagt. Sie hätte kein Kind an einem Sonnabend gebären dürfen, nicht im Dezember.

Selbst die Tatsache, dass in den folgenden Tagen mehr als ein Dutzend Hühner der Nachbarn den gleichen rätselhaften Tod starben, konnte Mya Mya nicht beruhigen, im Gegenteil, es machte alles nur noch schlimmer. Es gab ihr die Gewissheit, dass dies nur der Anfang sei und dass das Unglück, das der Junge brachte, nicht auf ihre Familie beschränkt bleiben würde.

Nun lag sie nachts wach, besessen von der Angst vor der nächsten Katastrophe. Sie wusste, es war nur eine Frage der Zeit. Jedes Räuspern, jedes Röcheln, jeder Seufzer klang wie ein Donnern am Horizont. Sie wagte kaum, sich zu bewegen, und lauschte jeder Regung ihres Kindes. Als wären das Ein- und Ausatmen die Schritte des Unheils, das herangeschlichen kommt.

Eine Woche später versiegte ihre Milch. Ihre Brüste hingen schlaff an ihrem Körper wie zwei kleine aufgeblasene Ballons, aus denen die Luft entwichen war. Das Stillen übernahm eine Freundin der Nachbarin, die selbst gerade ein Kind bekommen hatte. Mya Mya war froh über jede Stunde, die ihr Sohn nicht im Haus war. Sie wollte mit ihrem Mann reden. So konnte es nicht weitergehen. Sie mussten etwas unternehmen.

9

Khin Maung fand, dass seine Frau übertrieb. Natürlich glaubte auch er an die Macht der Sterne. Jeder Mensch weiß, dass der Tag, die Stunde, ja selbst die Minute der Geburt das Leben in bestimmte Bahnen lenken, daran bestand gar kein Zweifel. Und dass es Dinge gibt, die man beachten muss, Tage, an denen man nichts tun darf, Rituale, denen es zu folgen gilt, um Unheil abzuwenden, auch da war sich Khin Maung mit seiner Frau einig. Von einer Geburt an

einem Sonnabend im Dezember ist niemand begeistert, selbstverständlich nicht, wusste man doch, dass diesen Menschen die Sterne nicht günstig gesinnt sind, dass ihnen ein schweres Leben bevorsteht, dass ihren Seelen selten Flügel wachsen. Jede Familie kannte einen Onkel oder eine Tante oder zumindest Nachbarn oder Freunde der Nachbarn, die jemanden kannten, der einen Verwandten hatte, der an einem dieser ungünstigen Tage geboren worden war und der durch das Leben schlich wie ein geprügelter Hund, der klein und kümmerlich blieb wie ein Schattengewächs. Sein Sohn würde es nicht leicht haben, da machte sich Khin Maung keine Illusionen, aber gleich von einem Fluch zu sprechen, der auf dem Kind lag, so weit wollte er nicht gehen (auch wenn ihn die Geschichte mit den Hühnern beunruhigte, was er seiner Frau gegenüber allerdings nicht zugab). Als Mya Mya vorschlug, den Astrologen um Rat zu fragen, war Khin Maung sofort einverstanden, nicht nur, weil er zu den Menschen gehörte, die ungern Nein sagen. Er hoffte, der alte Mann mit seiner Weisheit könne seine Frau beruhigen oder, sollten die Sterne ihre Befürchtungen bestätigen, er würde ihnen sagen, wie sie das Unglück, das ihrem Kind drohte, wenn schon nicht abwenden, so doch begrenzen könnten.

Der Astrologe lebte in einer unscheinbaren Holzhütte am Rande des Dorfes. Nichts deutete auf das Ansehen hin, das er in der Gemeinschaft genoss. Es wurde im Ort kein Haus gebaut, ohne ihn zuvor zu konsultieren, ob der Bauplatz gut gelegen war oder der Tag des Baubeginns unter einem günstigen Stern stand. Vor jeder Hochzeit kamen die zukünftigen Eheleute oder deren Eltern und versicherten sich bei ihm, ob die Horoskope des Brautpaares auch zueinander passten. Er befragte die Sterne nach den besten Daten, um auf die Jagd zu gehen oder eine Reise in die Hauptstadt anzutreten. Seine Vorhersagen hatten sich über die Zeit als so zutreffend erwiesen, dass die Menschen aus der ganzen Provinz zu ihm reisten. So gut war sein Ruf, dass angeblich – niemand wusste es genau, aber es gab hartnäckige Gerüchte – selbst manche der in Kalaw lebenden Engländer, die die burmesische Astrologie öffentlich als

Aberglaube und Hokuspokus verspotteten, ihn regelmäßig aufsuchten und um Rat fragten.

Der alte Mann hockte im Lotussitz in der Mitte seines kleinen Zimmers. Ein Kopf, so rund wie der Vollmond, dachte Khin Maung. Augen, Nase und Mund waren gleichermaßen wohlgeformt, und nur die beiden großen, abstehenden Ohren störten das Bild eines perfekt proportionierten Gesichts. Niemand wusste, wie alt er war, selbst die Ältesten im Dorf beteuerten, sie könnten sich nicht an ihn als jungen Mann erinnern, und so ging man davon aus, dass er vor weit über achtzig Jahren geboren worden war. Er selbst sprach darüber nicht, und sein Aussehen und sein wacher Geist schienen nicht den Gesetzen des Alterns zu gehorchen. Seine Stimme war seit jeher sanft und leise gewesen und noch immer klar und deutlich, sein Gehör und seine Augen waren so gut wie die eines Zwanzigjährigen. Die Jahre hatten sein Gesicht in Falten gelegt, aber die Haut hing nicht schlaff vom Körper wie die eines Greises.

Khin Maung und Mya Mya verneigten sich und verharrten auf der Türschwelle. Obwohl Mya Mya ihm bereits als Kind gegenübergesessen hatte und bis zu diesem Tag so häufig, dass sie es längst aufgegeben hatte, die Besuche zu zählen, spürte sie jedes Mal wieder etwas in den Knien und im Magen. Keine Vertrautheit, nur Verehrung, ja Ehrfurcht.

Für Khin Maung war es das erste Mal, und bei ihm mischten sich Respekt und Neugierde. Seine Eltern hatten den Astrologen immer allein aufgesucht, und auch vor der Hochzeit mit Mya Mya hatten sie ihn gefragt, ob sie für ihren Sohn die passende Frau gefunden hätten.

Khin Maung blickte sich kurz um, bevor er sich erneut verneigte. Fußboden und Wände waren aus dunklem Teakholz, durch die beiden offenen Fenster fielen Lichtstrahlen, in denen er Staubflocken tanzen sah. Die Sonne zeichnete zwei Rechtecke auf den Boden, sie schimmerten auf dem von den Jahren blank polierten Holz. Dieser Glanz war von einer Kraft, die Khin Maung erschauern ließ. Dann erblickte er eine holzgeschnitzte, golden glänzende Buddhafigur. In

seinem ganzen Leben hatte Khin Maung noch keinen so schönen Buddha gesehen. Er sank auf die Knie und verneigte sich, bis seine Stirn den Boden berührte. Vor dem Buddha standen zwei Blumensträuße und Teller gefüllt mit Opfern. Jemand hatte vier Apfelsinen liebevoll zu einer Pyramide gestapelt, daneben lagen zwei Bananen, eine Papaya und dazwischen mehrere Portionen Tee, kunstvoll in kleinen Häufchen arrangiert. An den Wänden hing weißes Papier, bis an den Rand engzeilig vollgeschrieben mit Zahlen und Buchstaben, und in den vier Ecken des Zimmers standen jeweils kleine, mit Sand gefüllte Vasen, in denen qualmende Räucherstäbchen steckten.

Der alte Mann nickte. Khin Maung und Mya Mya knieten auf zwei Bastmatten vor dem Alten nieder. Mya Mya hörte und spürte nichts außer dem wilden Pochen ihres Herzens. Es war an Khin Maung, das Gespräch zu beginnen, die Fragen zu stellen, das hatte sie ihm vorher unmissverständlich klargemacht. Sie waren erst ein knappes Jahr verheiratet, aber sie kannte die Passivität ihres Mannes nur zu gut. Er war ein stiller Mensch, der an den Abenden oft nicht mehr als ein paar Sätze sagte. Noch nie hatte sie ihn böse, zornig oder aufgeregt erlebt, und selbst Freude oder Zufriedenheit waren ihm kaum anzumerken. Ein Lächeln, das über sein Gesicht huschte, war alles, was er von seinen Gefühlen preisgab. Er war nicht träge, im Gegenteil, er gehörte zu den fleißigsten Bauern des Dorfes, und oft bestellte er schon lange vor den anderen im Morgengrauen sein Feld. Aber für ihn schien das Leben wie ein ruhiger Fluss, dessen Verlauf im Großen und Ganzen vorgegeben ist. Jeder Versuch, darauf maßgeblichen Einfluss zu nehmen, musste scheitern. Khin Maung war arbeitsam ohne Ehrgeiz, neugierig, ohne Fragen zu stellen, glücklich, ohne Freude auszustrahlen.

»Verehrter Meister«, hörte Mya Mya ihren Mann nach einer langen Pause mit leiser Stimme sagen, »wir sind gekommen, um Sie um Rat zu fragen.«

Der alte Mann nickte.

»Unser Sohn wurde am Sonnabend vor drei Wochen geboren, und wir möchten wissen, ob ihm Unheil droht.«

Der Alte nahm einen Stift und eine kleine Tafel zur Hand und bat um das Datum und die genaue Uhrzeit der Geburt.

»Dritter Dezember, elf Uhr vierzig«, sagte Khin.

Der Astrologe schrieb die Zahlen in Kästchen und begann, zu rechnen. Er fügte weitere Zahlen und Zeichen hinzu, strich einige durch und setzte mehrere volle und halbe Kreise auf verschiedene Linien. Als arbeite er an einer Partitur des Lebens.

Nach einigen Minuten legte er die Tafel zur Seite, schaute auf und blickte Mya Mya und Khin an. Aus seinem Gesicht war jedes Lächeln verschwunden.

»Das Kind wird seinen Eltern Sorgen bereiten«, sagte er. »Große Sorgen.«

Für Mya Mya war es, als versinke sie in einem Morast, würde verschlungen, etwas riss sie mit, und es gab keine Hilfe und kein Halten mehr. Keine Hand. Keinen Ast.

Sie vernahm die Stimme des Alten und die ihres Mannes, aber sie hörte nicht, was sie sagten. Es klang gedämpft und wie aus weiter Ferne. Wie in einem anderen Raum, in einem anderen Leben. Große Sorgen.

»Welche Art von Sorgen?«, fragte Khin Maung.

»Vielerlei Sorgen, vor allem gesundheitliche«, sagte der Alte.

Er nahm die Tafel wieder auf und begann erneut, zu rechnen und zu schreiben.

»Im Kopf«, sagte er schließlich.

»Wo im Kopf?«, fragte Khin Maung, Wort für Wort so betont und langsam ausgesprochen, als hätte er jeden Buchstaben aus Einzelteilen zusammensetzen müssen. Später war er selber erstaunt über seinen ganz und gar untypischen Ausbruch an Wissensbegierde und Nachdrücklichkeit.

Der Alte blickte auf seine Tafel, die für ihn alle Geheimnisse des Universums beherbergte. Es war das Buch des Lebens und des Sterbens, das Buch der Liebe. Er hätte den Eltern berichten können, was

er noch sah. Von den außergewöhnlichen Fähigkeiten, die dieses Kind entwickeln würde, von dem Zauber und der gewaltigen Kraft, die in diesem Wesen steckte, und von der Gabe der Liebe. Aber er sah, dass Mya Mya ihn nicht hörte und Khin Maung ihn nicht verstehen würde.

So sagte er: »In den Augen.«

Mya Mya hatte diesen Teil des Gesprächs nicht mehr vernommen, und auch etwas später, auf dem Heimweg, als ihr Mann in einen Redefluss verfiel, wie sie ihn bei ihm noch nie erlebt hatte, verstand sie nichts. Die Worte summten ihr durch den Kopf wie Fliegen. Große Sorgen.

In den folgenden Monaten versuchte Khin Maung mehrmals, seiner Frau zu erklären, dass der Astrologe zwar von Sorgen, ja, zugegeben, auch von großen Sorgen gesprochen hatte, aber vor allem von gesundheitlichen Sorgen und dass von einem Fluch oder einem Boten des Unheils nicht die Rede gewesen sei. Sie hörte ihn nicht. Er sah es an ihren Augen. Er sah es an der Art, wie sie ihren Sohn behandelte. Ihn anfasste, ohne ihn zu berühren, ihn anschaute, ohne ihn zu sehen.

Tin Wins Leben hatte nicht einmal einundzwanzig Tage gewährt, da war es, aus der Sicht seiner Mutter zumindest, entschieden. Gelebt. Verwirkt. Nun hieß es nur noch, den Rest der Zeit mit Anstand über die Runden zu bringen.

Es sollte ihr nicht gelingen.

IO

Nun, da die Sterne gesprochen hatten, das Schicksal ihres Kindes entschieden war, schlief Mya Mya wieder besser. Sie wusste, was sie zu erwarten hatte. Mit Schicksalsschlägen und schlechten Erfahrungen kannte sie sich aus. Glück und Freude machten ihr Angst,

fremd und unvertraut wie sie waren. Sie musste sich nicht mit falschen Hoffnungen plagen, es gab keine Illusionen, die an ihrer Seele nagten, keine Träume, die ihren Gedanken Flügel wachsen lassen konnten. Das beruhigte sie.

Und so war es Khin Maung, der in den Tagen und Wochen nach dem Besuch beim Astrologen wach neben seiner schlafenden Frau und seinem Kind lag. Die ungeheuerlichsten Gedanken trieben ihr Unwesen in seinem Kopf. Vielleicht hatte sich der alte Mann geirrt? Gab es wirklich ein Schicksal, dem wir nicht entrinnen konnten? Wenn nicht wir die Herren unseres Lebens waren, wer dann? Er wollte nicht auf die Sterne hören.

»Mya Mya. Mya Mya«, sagte er, als er in der ersten Nacht aufrecht im Bett saß. Seine Frau lag neben ihm und schlief.

»Mya Mya.« Es klang wie eine Beschwörungsformel.

Sie öffnete die Augen.

Es war Vollmond, eine wolkenlose Nacht, und im fahlen Licht, das von draußen durch das Fenster fiel, sah er die Umrisse ihres Gesichts, die Bewegungen der Augen, die schlanke Nase. Er dachte, wie schön sie sei und dass ihm das noch nie aufgefallen war. Er hatte sie geheiratet, weil seine Eltern sie für ihn ausgesucht hatten. Die Liebe kommt später, hatten sie ihm versichert, und er hatte ihnen geglaubt. Zum einen, weil er immer tat, was sie ihm sagten, und zum anderen, weil er von der Liebe nur sehr unbestimmte Vorstellungen hatte. Er empfand sie als ein Geschenk, einen Segen, der manchen Menschen zuteilwurde und anderen nicht. Einen Anspruch darauf hatte niemand.

»Mya Mya, wir müssen, wir sollten, wir dürfen nicht ...« Er wollte ihr so vieles sagen.

»Ich weiß, Khin«, sagte sie und richtete sich auf. »Ich weiß.«

Sie kroch zu ihm, nahm seinen Kopf in die Arme und drückte ihn an ihre Brust. Für Mya Mya eine seltene Geste, Zärtlichkeiten waren Luxus für sie, überflüssig wie warmes Wasser am Morgen oder ein Lächeln zum Abschied. Sie waren etwas für Träumer oder Menschen, die Zeit, Kraft und Gefühle im Überfluss besaßen. Zu beiden gehörte sie nicht.

Mya Mya glaubte zu wissen, was in ihrem Mann vorging, und er tat ihr leid. An seinem Herzschlag, an den Zuckungen seines Körpers, an der Art, wie seine Arme sie umschlangen, spürte sie, dass er Zeit brauchen würde. Noch dachte er, sie könnten sich wehren, es gäbe eine Chance, sie könnten ändern, was nicht mehr zu ändern war.

Khin Maung lag in ihren Armen und redete. Nicht laut, nicht zu ihr, sie verstand kein Wort von dem, was er sagte, er sprach in sich hinein, schnell und ohne Unterlass. Sein Flüstern klang fordernd, trotzig, ja fast drohend, dann flehentlich, bittend, verzweifelt, ein Redefluss, der nicht versiegen durfte. Als säße er an einem Sterbebett, und seine Stimme, seine Stimme allein, hielte den Kranken noch am Leben.

Er wollte um seinen Sohn kämpfen. In jedem Leben lag ein Versprechen, sagte er sich, und er, Khin Maung, wollte nichts unversucht lassen, im Fall seines Kindes das Versprechen einzulösen. Wenn es sein musste, auch ohne die Hilfe seiner Frau.

Das wollte er ihr sagen, gleich am Morgen, noch vor dem Frühstück. Dann schlief er ein.

Die Gelegenheit zu einem Gespräch ergab sich nicht, nicht vor dem Frühstück, nicht am Abend nach der Feldarbeit.

In der folgenden Nacht erinnerte er sich an jedes Detail ihres Besuches beim Astrologen. Vor seinen Augen erschien das Haus, zuerst verschwommen, dann immer klarer, wie eine Landschaft, wenn sich der Nebel lichtet; er sah das Zimmer, die Kerzen, die Räucherstäbchen, die Tafel, die die Geheimnisse des Lebens barg. Das große Buch der Liebe. Er hörte die Sätze des Alten, ließ sie durch seinen Kopf wandern, langsam, Wort für Wort. Von Fluch war keine Rede. Er wird mit seiner Frau reden. Morgen, in der Früh. Die Gelegenheit ergab sich nicht.

So vergingen die Nächte. Und die Tage. Wäre Khin Maung ein anderer gewesen, hätte er nicht auf eine Gelegenheit gewartet, er hätte sie gesucht und ergriffen. Aber das lag nicht in seiner Natur. Dazu hätte er Grenzen, seine Grenzen, überschreiten müssen, und

er war kein Held. Die Gedanken waren das Äußerste, was er sich erlauben konnte, und es dauerte nicht lange, da war seine Kraft erschöpft. Die Zweifel kehrten zurück, und als sein Widerstand gebrochen war, fielen sie über ihn her wie Ratten und Raubvögel über einen Kadaver. Die Sterne haben recht. An einem Samstag im Dezember. Große Sorgen in vielerlei Hinsicht. Deutlicher geht es kaum.

Der Geschichte mit den Hühnern folgte das Ableben einer Großtante, auf den Tag genau acht Wochen nach der Geburt des Jungen. Sie war, zugegeben, sehr alt und krank gewesen und hatte schon seit Jahren ihre Hütte nicht mehr verlassen, und für einen kurzen Augenblick hatte Khin Maung seine Frau darauf hinweisen wollen. Einen kurzen Augenblick, dann sah auch er das Zeichen und konnte seiner Frau nicht widersprechen.

Und so zog er sich aus dem Leben seines Sohnes zurück, tröstete sich mit dem Gedanken, dass er ja nur das erste von vielen Kindern sei, die er, Khin Maung, mit Mya Mya haben würde, und dass nicht alle an einem Sonnabend im Dezember, April oder August zur Welt kommen würden. Er verpachtete sein Feld und fand Arbeit als Gärtner und Caddy auf dem Golfplatz der Engländer. Das war nicht nur besser bezahlt als die mühselige Feldarbeit, es erlaubte ihm auch, selbst in der Trockenzeit, wenn er als Bauer nichts zu tun hatte, das eigene Haus zu meiden. Golf wurde immer gespielt.

Mya Mya vergrub sich in ihre Arbeit als Haushälterin. Die Familie lebte in einer kleinen Hütte aus Holz und Lehm hinter einer prächtigen, zweistöckigen Villa, die einem entfernten Onkel Khin Maungs gehörte. Sie stand auf einer Bergkuppe oberhalb des Dorfes und war, wie die meisten Häuser der Kolonialherren in Kalaw, im Tudorstil erbaut. Der Ort war besonders in der Trockenzeit beliebt. Wenn in der Hauptstadt Rangoon und in Mandalay die Temperaturen auf vierzig Grad kletterten, bot das über tausend Meter hoch gelegene Kalaw Linderung von der Hitze der Ebene und des Deltas. Es gab Engländer, die nach ihrer Pensionierung im Land blieben und sich in einer der Bergstationen wie Kalaw ansiedelten.

Ein englischer Offizier hatte sich diese Villa als seinen Altersruhesitz gebaut, war dann jedoch tragischerweise zwei Wochen vor seiner Entlassung aus dem Dienst Seiner Majestät von einer Tigerjagd nicht zurückgekehrt.

Seine Witwe verkaufte das Haus an Khin Maungs Onkel, der es in Rangoon als Reisproduzent zu Ansehen und einem stattlichen Vermögen gebracht hatte. Er war einer der wenigen, denen es gelungen war, in dem von der indischen Minderheit dominierten Reishandel eine Rolle zu spielen, und gehörte zu den reichsten Burmesen des Landes. Die Villa hatte für ihn keinen praktischen Wert. In den sechs Jahren, seit sie ihm gehörte, war er noch nicht einmal dort gewesen; sie war ein Beweis seines Reichtums, ein Statussymbol, dessen Erwähnung allein schon seine Geschäftspartner in der Hauptstadt beeindrucken sollte. Mya Mya und Khin Maungs Aufgabe war es, das Anwesen zu pflegen und in einem Zustand zu halten, als stünde die Ankunft des Hausherrn unmittelbar bevor. Seit der Geburt ihres Sohnes widmete sich Mya Mya dieser Arbeit mit all ihrer Kraft. Jeden Tag wienerte sie die Holzfußböden, als gelte es, sie in Spiegel zu verwandeln. Sie wischte am Morgen die Regale und wischte sie am Abend erneut, obgleich sich dort in den vergangenen zwölf Stunden kein Körnchen Staub sichtbar niedergelassen hatte. Sie putzte die Fenster jede Woche und schnitt den Rasen vor dem Haus mit einer Schere, weil sie damit gründlicher sein konnte als der Rasenmäher. Sie hielt die überbordende Bougainvillea im Zaum und pflegte die Blumenbeete mit Hingabe.

Mya Mya sah die beiden Polizisten den Berg heraufkommen. Sie stand vor der Küche und schrubbte Karotten. Es war einer dieser klaren, kalten Dezembertage, und Mya Mya war in Eile. Sie hatte sich beim Polieren der Fußböden im ersten Stock zu viel Zeit gelassen und war nun in Sorge, dass sie am Nachmittag die Küche nicht mehr schaffen würde, und sollte der Hausherr morgen kommen, würde er sein Anwesen nicht in makellosem Zustand vorfinden, und

das würde all die Arbeit der vergangenen Jahre zunichtemachen, weil er glauben müsste, sein Eigentum sei von Mya Mya nicht gepflegt worden. Ein Tag der Verwahrlosung kann schwerer wiegen als tausend Tage Ordnung, dachte sie, als sie ins Tal blickte.

Die Polizisten in ihren sauberen blauen Uniformen hatten nicht die Straße genommen, auf der die Ochsenkarren und zuweilen auch eines der seltenen Autos den Hügel erklimmen, sondern den schmalen Fußpfad, der sich in engen Serpentinien zunächst durch den Pinienwald und dann die Felder bis hinauf zur Kuppe schlängelt. Mya Mya sah die Männer näher kommen, sah ihre Gesichter und spürte Panik in sich aufsteigen. Es war Tin Wins sechster Geburtstag, und sie war immer der festen Überzeugung gewesen, dass sie an den Tagen, an denen sich seine Geburt jährte, ganz besonders auf jedwede Katastrophe gefasst sein müsse.

Es dauerte keine zwei Atemzüge, da hatte die Angst von ihr Besitz genommen, von ihrer Seele, ihrem Geist und ihrem Körper. Ihr Magen und ihre Eingeweide zogen sich zusammen. Als würden riesige Hände immer fester drücken. Fester und fester. Sie bekam keine Luft mehr. Sie hörte sich wimmern. Sie hörte sich flehen. Sie hörte sich betteln. Es möge nicht wahr sein.

Die Männer öffneten die Pforte, traten in den Garten und schlossen das Tor wieder. Langsam gingen sie auf Mya Mya zu. Sie spürte das Zögerliche in ihren Bewegungen, und sie spürte jeden Schritt, als wären es Tritte in ihren Körper. Der Jüngere von den beiden hielt den Kopf gesenkt, der Ältere schaute ihr ins Gesicht. Sie kannte ihn von kurzen Begegnungen im Dorf. Ihre Blicke trafen sich, und Mya Mya konnte für die Dauer eines Herzschlags in seinen Augen lesen. Das genügte. Sie wusste alles, und die Angst, dieses Ungeheuer, das dabei war, sie zu verschlingen, verschwand ebenso schnell, wie es gekommen war. Sie wusste, dass ein entsetzliches Unheil geschehen war, dass nichts und niemand es je wieder ungeschehen machen konnte, dass in ihrem Leben nichts mehr so sein würde, wie es vorher war, und dass dies nun zum dritten Mal geschah und ihr die Kraft fehlte, das auszuhalten.

Die Polizisten standen vor ihr, der Jüngere wagte es noch immer nicht, seinen Kopf zu heben.

»Dein Mann hatte einen Unfall«, sagte der Ältere.

»Ich weiß«, sagte Mya Mya.

»Er ist tot.«

Mya Mya schwieg. Sie setzte sich nicht, sie weinte nicht, sie brach nicht in lautes Wehklagen aus. Sie schwieg. (Sie versteinerte, sagte der alte Polizist am Abend zu seiner Frau.)

Sie hörte die Männer etwas von einem Unfall erzählen, von einem Golfball, den der Wind wohl abgetrieben hatte. Genau an die Schläfe. Sofort tot. Der Engländer übernimmt die Bestattungskosten. Eine kleine Entschädigung. Kein Eingeständnis irgendeiner Schuld. Eine Geste des Mitgefühls. Nicht mehr.

Mya Mya nickte.

Als die Polizisten gegangen waren, drehte sie sich um und suchte ihren Sohn. Er saß allein hinterm Haus und spielte. Neben ihm lag ein großer Haufen Tannenzapfen; er versuchte, die Zapfen in eine Kuhle zu werfen, die er ein paar Meter entfernt gebuddelt hatte. Die meisten flogen weit über ihr Ziel hinaus.

Mya Mya wollte ihn rufen. Sie wollte ihm vom Tod seines Vaters erzählen. Aber wozu? Vermutlich wusste er es bereits, schließlich war er es, der das Unheil anzog, und Mya Mya merkte, wie sie sich zum ersten Mal eingestand, dass sie ihm die Schuld dafür gab. Es war nicht nur die ungünstige Konstellation der Sterne, es war Tin Win, dieser unscheinbare Junge mit seinen schwarzen Haaren, diesen rätselhaften Augen, von denen sie nie wusste, ob sie sie anschauten, in denen sie nicht lesen konnte. Er war es, er zog die Unglücke nicht an, er richtete sie an. Er schuf sie, wie andere Kinder Höhlen bauten oder Verstecken spielten.

Mya Mya wollte weg. Sie wollte dieses Kind nie wieder sehen.

In den folgenden sechsunddreißig Stunden funktionierte sie, wie Menschen funktionieren, die nur noch ein Ziel vor Augen haben, ein Ziel, das sie antreibt und dem sie alles andere unterordnet. Sie war die trauernde Witwe, empfing Nachbarn und Freunde, organi-

sierte die Beerdigung für den folgenden Tag, stand vor dem offenen Grab ihres Mannes und sah den Sarg aus Holz darin verschwinden.

Am nächsten Morgen packte sie ihre wenigen Sachen – ein paar Hemden und Longys, ein zweites Paar Sandalen, einen Kamm, eine Haarspange – in eine alte Tasche für Golfbälle, die ihr Mann einmal aus dem Club mitgebracht hatte. Tin Win stand stumm neben seiner Mutter und schaute zu.

»Ich muss für ein paar Tage weg«, sagte sie, ohne aufzublicken.
Ihr Sohn schwieg.

Sie ging aus dem Haus. Ihr Sohn lief hinterher. Sie drehte sich um, und er blieb stehen.

»Du kannst nicht mitkommen«, sagte sie.

»Wann kommst du wieder?«, fragte er.

»Bald«, sagte sie.

Mya Mya wandte sich ab und ging zur Gartenpforte. Sie hörte seine leichten Schritte hinter sich. Sie drehte sich um.

»Hast du nicht gehört, was ich gesagt habe?«, sagte sie laut und mit scharfer Stimme.

Ihr Sohn nickte.

»Du bleibst hier.« Sie zeigte auf den abgesägten Stumpf einer Pinie.

»Da kannst du sitzen und auf mich warten.«

Tin Win lief zu dem alten Baumstumpf und kletterte hinauf. Von dort hatte er einen guten Blick auf den Weg, der zu ihrem Haus führte. Mya Mya ging weiter, öffnete und schloss die Gartentür, ohne sich noch einmal umzudrehen. Mit schnellen Schritten lief sie den Weg ins Dorf hinunter.

Tin Win blickte ihr nach. Er sah sie durch die Felder laufen und im Wald verschwinden. Dies war ein guter Platz. Von hier aus würde er seine Mutter schon von Weitem kommen sehen.

Tin Win wartete.

Er wartete den Rest des Tages und die folgende Nacht. Er hockte auf dem flachen Baumstumpf, verspürte keinen Hunger und keinen Durst, ja nicht einmal die Kälte, die sich am Abend über die Berge und Täler legte. Sie zog an ihm vorüber wie ein Vogel, der über eine Lichtung gleitet, ohne sich niederzulassen.

Er wartete den nächsten Tag, er sah es dunkel werden, und er sah den Zaun und die Büsche und die Felder aus der Dunkelheit wieder auftauchen. Er richtete seinen Blick in die Ferne, dorthin, wo der Wald lag, den er nur verschwommen wahrnehmen konnte, aber von dort würde seine Mutter kommen, und mit ihrer roten Jacke würde er sie schon von Weitem erkennen, und er würde vom Baumstumpf herunterklettern, über den Zaun steigen und ihr entgegenlaufen. Er würde vor Freude laut rufen, und sie würde in die Knie gehen und ihn in die Arme schließen und an sich drücken. Ganz fest.

So hatte er es sich schon oft vorgestellt, wenn er allein spielte und träumte, obwohl sich Mutter und Vater nicht einmal herunterbeugten, um ihn in den Arm zu nehmen, wenn er vor ihnen stand und ihre Beine umschlang. Er spürte, wie schwer es ihnen fiel, ihn auch nur zu berühren. Es war seine Schuld, daran zweifelte er nicht, es war die Strafe, die gerechte, er wusste nur nicht, wofür, und hoffte, dass, egal für welches Vergehen er büßen musste, die Zeit der Sühne irgendwann vorüber sein würde. Diese Hoffnung war stärker denn je, jetzt, da sie den kalten, erstarrten Vater in einen Kasten aus Holz gelegt und in einem tiefen Loch vergraben hatten. Die Sehnsucht nach der Mutter und ihrer Liebe ließ ihn ausharren auf dem Baumstumpf, ließ ihn geduldig warten auf den roten Punkt am Horizont.

Am dritten Tag kam die Nachbarin und brachte ihm Wasser und eine Schale Reis mit Gemüse und fragte, ob er nicht bei ihnen im Haus warten wolle. Er schüttelte heftig den Kopf. Als bestünde die Gefahr, er könnte dort die Mutter verpassen. Das Essen rührte er

nicht an, er wollte es aufheben für die Mutter, es mit ihr teilen, wenn sie zurückkehrte, hungrig von der weiten Reise.

Am vierten Tag nippte er am Wasser.

Am fünften Tag kam Su Kyi, die Schwester der Nachbarin, und brachte eine Kanne Tee und mehr Reis und Bananen. Auch davon aß er nichts aus Sorge um die Mutter, es konnte ja nicht mehr lange dauern. Bald, hatte sie gesagt.

Am sechsten Tag erkannte er die einzelnen Bäume nicht mehr, der Wald war verschwommen, als hätte er Wasser in den Augen. Er glich einem Tuch, das sich im Wind bewegte und gesprenkelt war mit winzigen roten Punkten. Sie kamen auf ihn zu und wurden größer, aber es waren keine Jacken, es waren rote Bälle, die jemand mit Gewalt in seine Richtung schoss. Sie zischten links und rechts an ihm vorbei oder über seinen Kopf hinweg, so knapp, dass er ihren Luftzug spürte. Andere flogen direkt auf ihn zu, verloren aber auf den letzten Metern ihre Kraft und schlugen Zentimeter vor ihm in die Erde ein.

Am siebten Tag hockte er steif und reglos auf seinem Platz. Als Su Kyi ihn sah, dachte sie, er sei gestorben. Er war kalt und weiß wie der Raureif, der an manchen ganz besonders kalten Januartagen das Gras vor dem Haus bedeckte, sein Gesicht war eingefallen, sein kleiner Körper glich einer Hülle, einem Kokon ohne jedes Leben. Erst als sie näher trat, bemerkte sie, dass er atmete, sah, dass sich seine schwächliche Brust unter dem Hemd rasend schnell bewegte, so wie die Fische vom Markt, wenn sie in ihrer Küche lagen und nach Luft schnappten.

Tin Win hörte die Frau nicht und sah sie nicht. Die Welt um ihn herum war in einen milchig weißen Nebel getaucht, in dem er langsam, aber sicher verschwand. Sein Herz pochte. Leben steckte noch genug in ihm; gewichen war die Hoffnung, und das ließ ihn wie einen Toten aussehen.

Er spürte, wie ihn zwei Hände berührten, wie sie ihn hochhoben, in die Arme nahmen und forttrugen.

Es war Su Kyi, die sich seiner annahm. Eine ältere, kräftige Frau

mit einer tiefen Stimme und einem Lachen, an dem die Prüfungen des Lebens scheinbar spurlos vorübergegangen waren. Ihr einziges Kind hatte die Geburt nicht überlebt, ihr Mann war im Jahr darauf an Malaria gestorben. Nach seinem Tod hatte sie ihre kurz zuvor fertiggestellte Hütte verkaufen müssen und lebte seither bei Verwandten, mehr geduldet als erwünscht. In den Augen ihrer Familie war sie eine schrullige, etwas unheimliche Alte mit verquerten Ansichten über das Leben und den Tod. Im Gegensatz zu allen anderen war es ihr nicht möglich, in den Schicksalsschlägen, die sie ereilt hatten, einen höheren Sinn zu erkennen, auch glaubte sie nicht, dass ungünstige Konstellationen der Sterne den Tod der geliebten Menschen verursacht hatten. Es waren Beispiele für die Launen des Lebens, die es zu akzeptieren galt, wollte man das Leben lieben, und sie liebte das Leben. Sie war der Überzeugung, dass nur wenig im Leben vorherbestimmt war und dass das Glück in jedem Menschen eine Heimat finden konnte. Laut durfte sie das nicht sagen, aber jeder wusste um ihre Ansichten, und die machten sie zur ersten Verbündeten Tin Wins.

Sie hatte den Jungen der Nachbarn in den vergangenen Jahren häufiger beobachtet und über seine helle Haut gestaunt, die dem leichten Braun von abgefallenen Piniennadeln oder Eukalyptusblättern glich und so viel heller war als die seiner Eltern. Sie hatte gesehen, wie aus dem kleinen Kind ein Junge wurde mit einem langen, fast schlaksigen Körper, scheu wie eine der Eulen, die sie so oft rufen hörte, aber niemals sah, ein Junge, den sie nie mit anderen Kindern erlebte.

Einmal hatte sie ihn im Wald getroffen. Sie war auf dem Weg ins Dorf, und er saß unter einer Pinie und beobachtete eine kleine grüne Raupe, die über seine Hand kroch.

»Tin Win, was machst du hier im Wald?«, fragte sie.

»Ich spiele«, sagte er, ohne aufzublicken.

»Warum ganz allein?«

»Ich bin nicht allein.«

»Wo sind deine Freunde?«

»Überall. Siehst du sie nicht?«

Su Kyi blickte sich um. Sie sah niemanden.

»Nein«, sagte sie.

»Die Käfer und die Raupen und die Schmetterlinge sind meine Freunde. Und die Bäume. Sie sind meine besten Freunde.«

»Die Bäume?«, wunderte sie sich.

»Sie laufen nicht weg. Sie sind immer da, und sie erzählen so schön. Hast du keine Freunde?«

»Doch, natürlich«, sagte sie und fügte nach einer Pause hinzu:
»Meine Schwester zum Beispiel.«

»Nein, richtige Freunde.«

»Keine Bäume und Tiere, wenn du das meinst.«

Er hob den Kopf, und sie erschrak bei seinem Anblick. Hatte sie ihn noch nie wirklich angesehen, oder war es das Licht im Wald, das sein Gesicht so veränderte? Es schien wie aus Stein gemeißelt, so ebenmäßig und gleichzeitig furchterregend leblos. Dann trafen sich ihre Blicke, und er schaute sie an, viel zu streng und zu ernst für ein Kind, und sie erschrak ein zweites Mal, weil sie ahnte, dass er für sein Alter viel zu viel vom Leben wusste. Sekunden später flog über dieses versteinerte Gesicht ein Lachen, sehnsuchtsvoll und zart, wie sie noch nie eines gesehen hatte. Es war dieses Lächeln, das in ihr haften blieb, das sie so berührte, dass sie Tage brauchte, um es wieder loszuwerden. Sie sah es am Abend, wenn sie die Augen schloss, und morgens, wenn sie aufwachte.

»Ist es wahr, dass aus Raupen Schmetterlinge werden?«, fragte er plötzlich, als sie weitergehen wollte.

»Ja, das stimmt.«

»Und was wird aus uns?«

Su Kyi blieb stehen und überlegte.

»Das weiß ich nicht.«

Sie schwiegen beide.

»Hast du schon einmal Tiere weinen sehen?«, fragte er.

»Nein«, antwortete sie.

»Und Bäume und Blumen?«

»Nein.«

»Ich aber. Sie weinen ohne Tränen.«

»Woher weißt du dann, dass sie weinen?«

»Weil sie traurig aussehen. Wenn du genau hinschaust, siehst du es.«

Er stand auf und zeigte ihr die Raupe auf seiner Hand.

»Weint sie?«, fragte er.

Su Kyi betrachtete das Tier eine Weile.

»Nein«, meinte sie schließlich.

»Stimmt«, sagte er. »Aber du hast es geraten.«

»Woher weißt du das?«

Er lächelte wieder und sagte nichts, als wäre die Antwort zu offensichtlich.

In den Wochen nach dem Verschwinden der Mutter kümmerte sich Su Kyi um Tin Win, pflegte ihn und verhalf ihm wieder zu Kräften. Als der erste Monat vergangen war ohne eine Nachricht von seiner Familie in Rangoon und Mandalay, zog sie zu ihm und versprach, bis zur Rückkehr der Mutter für ihn zu sorgen und das Haus des Onkels in Ordnung zu halten. Tin Win sagte dazu nichts. Er hatte sich weiter zurückgezogen, und auch die Kraft und der Optimismus einer Frau wie Su Kyi erreichten ihn nicht. Seine Stimmung schwankte von Tag zu Tag, zuweilen von einer Stunde zur anderen. Manchmal sprach er tagelang kein Wort, verbrachte die meiste Zeit allein im Garten oder dem nahen Wald. Wenn sie an solchen Tagen abends in der Küche am Feuer saßen und ihren Teller Reis aßen, hielt er den Kopf gesenkt und schwieg. Wenn Su Kyi ihn fragte, was er im Wald gespielt hatte, blickte er sie an, mit Augen, durch die sie hindurchschauen konnte.

Ganz anders die Nächte. Im Schlaf kroch er an sie heran und schmiegte sich an ihren runden, weichen Körper. Manchmal schlang er seine Arme um sie und drückte so heftig, dass sie davon aufwachte.

An anderen Tagen nahm er sie mit in den Garten und in den Wald

und berichtete, was ihm seine Freunde, die Bäume, denen er allen Namen gegeben hatte, erzählten. Oder er kam zu ihr mit einer Handvoll Käfer, Schnecken oder den wundersamsten Schmetterlingen, die sich auf seinen Händen niedergelassen hatten und erst weiterflogen, wenn er den Arm hoch in die Luft streckte. Tiere hatten keine Angst vor ihm.

Abends vor dem Einschlafen bat er Su Kyi, ihm Märchen zu erzählen. Er regte sich bis zum Ende der Geschichte nicht und sagte dann: »Singe noch einmal.«

Und Su Kyi lachte und sagte: »Ich singe doch gar nicht.«

Und Tin Win antwortete: »Aber ja, es klingt wie Gesang. Bitte, noch einmal.«

Su Kyi erzählte noch ein Märchen und noch eins, und sie erzählte, bis er eingeschlafen war.

Sie ahnte, dass ihre Worte ihn nur so, verschlüsselt, erreichten, dass er in einer Welt lebte, die ihr verschlossen war und der sie sich nur behutsam und voller Achtung nähern durfte. Sie hatte selber zu viel Leid erfahren, sie wusste zu viel vom Leben, als dass sie auch nur versuchen würde, sich ungebetenen Zugang zu seinen Fluchtburgen zu verschaffen. Sie hatte es erlebt, dass Menschen zu Gefangenen dieser Festungen, ihrer Einsamkeit, wurden und sie bis an ihr Lebensende nicht mehr verließen, und sie hoffte, Tin Win würde lernen, was sie mit den Jahren gelernt hatte: dass es Wunden gibt, die die Zeit nicht heilt, die sie aber schrumpft auf eine Größe, mit der es sich leben lässt.

12

Su Kyi erinnerte sich nicht, wann es ihr zum ersten Mal aufgefallen war. An jenem Morgen, als sie vor dem Haus stand und Tin Win am Zaun und sie nach ihm rief und er sich umschaute, den Kopf hin- und herbewegte, als suche er sie? Oder ein paar Tage später beim

Abendessen, als sie auf einem Holzbalken vor der Küche hockten, ihren Reis löffelten und sie ihn auf einen Vogel hinwies, der ein paar Meter vor ihnen auf dem Rasen saß?

»Wo?«, fragte er.

»Dort, neben dem Stein.«

»Ach, da«, sagte er und schaute in die falsche Richtung.

Sie sah, wie er immer die gleichen Wege ging im Garten, im Haus oder auf den angrenzenden Wiesen und Feldern und wie er häufig über Stöcke oder Steine stolperte, wenn er einmal von seinen gewohnten Pfaden abwich. Sie sah, wie er zuweilen für den Bruchteil einer Sekunde, die ihr wie eine Ewigkeit erschien, danebengriff, wenn sie ihm eine Schale oder Tasse reichte. Wie er die Augen leicht zusammenkniff, wenn er etwas fixierte, was mehr als ein paar Meter entfernt stand. Als suche er etwas im dichten Frühnebel, der an manchen Tagen durch das Tal zog.

Tin Win wusste nicht, wann es begonnen hatte, aber die Berge und Wolken am Horizont waren schon immer etwas undeutlich gewesen. Er kannte es nicht anders.

Seit dem Tag, an dem seine Mutter verschwunden war, war es schlimmer geworden. Zunächst konnte er vom Garten aus den Wald nicht mehr sehen. Die einzelnen Bäume verloren ihre Formen und Konturen, sie verschmolzen miteinander und verschwammen zu einem braungrünen, fernen Meer. Ein grauer Nebel verhüllte in der Schule den Lehrer, er hörte seine Stimme klar und deutlich, als säße er neben ihm, nur sehen konnte er ihn nicht. So wenig wie die Bäume oder die Felder oder das Haus oder Su Kyi, wenn sie mehr als ein paar Armlängen von ihm entfernt stand.

Tin Win orientierte sich nicht mehr an Gegenständen und ihren Details, er lebte zunehmend in einer Welt, die vor allem aus Farben bestand. Grün war der Wald, rot das Haus, blau der Himmel, braun die Erde, lila die Bougainvillea und schwarz der Zaun um den Garten. Aber auch auf die Farben war kein Verlass, sie verblassten, und mit der Zeit legte sich ein milchig weißes Tuch über ihn, das alles bedeckte, was außerhalb eines Radius von wenigen Metern lag.

Die Welt versank vor seinen Augen, sie erlosch, wie ein Feuer, das keine Wärme und kein Licht mehr spendet.

Tin Win gestand sich ein, dass es ihn nicht sonderlich störte; er hatte keine Angst vor der ewigen Dunkelheit oder was immer den Bildern, die seine Augen sahen, folgen würde. Er sagte sich, dass er nicht viel verpasst hätte, wäre er blind geboren worden, und er konnte sich nicht vorstellen, dass er viel vermissen würde, sollte er gänzlich erblinden.

Und so war es. Als er drei Tage nach seinem zehnten Geburtstag erwachte und die Augen öffnete, hatte der Nebel die Welt verschlungen.

Tin Win lag still in seinem Bett und atmete ruhig ein und aus. Er schloss die Augen und öffnete sie wieder. Nichts. Er blickte nach oben, dorthin, wo vor Kurzem noch die Zimmerdecke gewesen war, und er sah nichts als ein weißes Loch. Er richtete sich auf und wandte den Kopf hin und her. Wo war die Holzwand mit den rostigen Nägeln? Das Fenster? Das alte Tischchen, auf dem der Tigerknochen lag, den sein Vater vor langer Zeit im Wald gefunden hatte? Wohin er auch blickte, es war, als schäue er in ein weißes Gewölbe ohne Konturen, ohne Vorder- oder Hintergrund, ohne Grenzen. Als hätte er die Unendlichkeit entdeckt.

Neben ihm lag Su Kyi. Sie schlief und würde bald aufwachen. Er hörte es an ihrem Atem.

Draußen war es bereits hell. Der Gesang der Vögel verriet ihm das. Tin Win stand vorsichtig auf und tastete mit seinen Zehen nach dem Ende der Strohmatten. Er spürte Su Kyis Beine und stieg über sie hinweg. Er stand im Zimmer und überlegte kurz, wo sich die Küche befände. Er machte ein paar Schritte und fand die Tür, ohne gegen den Rahmen oder die Wand zu laufen, ging in die Küche, um die Feuerstelle herum, am Schrank mit den Blechnäpfen vorbei, hinaus auf den Hof. Er hatte sich nicht gestoßen, nicht einmal die Hände zum Tasten ausgestreckt. Vor der Tür blieb er stehen, fühlte die Sonne auf seinem Gesicht und wunderte sich über die Sicherheit, mit der er sich im Nebel, diesem Niemandsland, bewegte.

Den Holzchemel hatte er vergessen. Er schlug mit dem Gesicht auf die harte Erde, der Schmerz am Schienbein ließ ihn kurz aufschreien, etwas hatte ihm das Gesicht zerkratzt, sein Speichel schmeckte nach Blut.

Er blieb liegen, bewegte sich nicht.

Er spürte, wie etwas seine Wange entlangkroch, über seine Nase auf die Stirn und in den Haaren verschwand. Für eine Raupe war es zu schnell. Eine Ameise vielleicht, ein Käfer? Er wusste es nicht. Er konnte eine Ameise nicht mehr von einem Käfer unterscheiden und fing an zu weinen, leise und ohne Tränen. Wie die Tiere. Er wollte nicht, dass ihn je wieder jemand weinen sah.

Er tastete mit der Hand über den Boden, fühlte die Unebenheiten, fuhr mit den Fingern durch die winzigen Täler und Höhen, als entdeckte er die Welt neu. Wie rau der Boden war, wie viele Steine und Kuhlen es gab. Warum waren sie ihm bisher nie aufgefallen? Er rollte ein Stück Reisig zwischen Daumen und Zeigefinger und hatte das Gefühl, das Stückchen Holz zu sehen. Er überlegte, ob das Bild, ob alle Bilder in seiner Erinnerung allmählich verblassen würden oder ob er in Zukunft die Welt zumindest durch das Fenster seines Gedächtnisses und seiner Fantasie sehen könnte. Er dachte an Su Kyi und hatte ihr Gesicht vor Augen.

Er horchte. Der Boden summte, er sang leise, kaum hörbar, es waren Geräusche, die er nicht kannte und nicht deuten konnte. Tin Win begriff, dass seine Hände, seine Nase und seine Ohren ihn von nun an durch die Welt führen würden. Würde er lernen, ihnen zu vertrauen? Er, der bisher in seinem Leben nichts und niemandem vertrauen konnte?

Su Kyi hob ihn auf.

»Der Hocker stand direkt vor dir«, sagte sie. Es war eine Feststellung, kein Vorwurf.

Sie holte Wasser und ein Tuch; er spülte sich den Mund aus, und sie wischte ihm das Gesicht ab. Er hörte an ihrem schweren Atem, wie sehr sie sich erschrocken hatte.

»Tut es sehr weh?«, fragte sie.

Er nickte.

Sein Speichel hatte wieder den säuerlichen Geschmack von Blut.

»Komm mit in die Küche«, sagte sie, stand auf und ging voraus.

Tin Win blieb sitzen, unsicher, in welche Richtung er gehen sollte.

Nach ein paar Sekunden kam Su Kyi wieder aus dem Haus.

»Warum kommst du nicht?«

Ihr Schrei war bis ins Dorf hinunter zu hören, und noch Jahre später erzählten sich die Menschen in Kalaw, dass jeder, der ihn hörte, zutiefst erschrak.

Der Arzt im kleinen Krankenhaus am Ende der Hauptstraße wusste keinen Rat. Eine Erblindung in diesem Alter und ohne Unfall, einfach so, das hatte er noch nicht erlebt. Er konnte nur Mutmaßungen anstellen. Ein Tumor im Gehirn war es wohl kaum, da der Patient weder über Schwindel noch über Kopfschmerzen klagte. Vielleicht eine Nervenkrankheit oder eine Erblast. Ohne die genaue Ursache zu kennen, könne er keine Therapie verschreiben, es gebe keine Hilfe, höchstens die Hoffnung, dass das Augenlicht zurückkehren würde, ebenso rätselhaft wie es verschwunden war.

13

In den ersten Monaten versuchte Tin Win, sich seine Welt, das Haus, den Garten und die nahen Felder zurückzuerobern. Er saß oft Stunden im Garten, am Zaun, auf dem Stumpf der Pinie, unter dem Avocadobaum oder vor den Mohnblumen und versuchte herauszufinden, ob jeder Ort, jeder Baum seinen eigenen unverwechselbaren Geruch hatte, so wie ein Mensch. Roch der Garten hinter dem Haus anders als davor?

Tin Win schritt die Wege ab, kalkulierte Entfernungen und entwarf in seinem Kopf Karten, auf denen alles, was seine Füße und Hände ertasteten, jeder Busch, jeder Baum, jeder Stein, eingezeichnet

war. Er wollte sie speichern, sie sollten ihm die Augen ersetzen, mit ihrer Hilfe wollte er Ordnung bringen in den undurchsichtigen Nebel, der ihn umgab.

Es funktionierte nicht.

Am nächsten Tag war nichts mehr dort, wo er es erinnerte. Als hätte jemand über Nacht in einem Zimmer die Möbel umgeräumt. Nichts in dieser Welt hatte seinen festen Platz, alles war in Bewegung, wahllos und unberechenbar.

Der Arzt hatte Su Kyi versichert, dass mit der Zeit die anderen Sinnesorgane die Arbeit der Augen übernehmen würden. Blinde Menschen würden lernen, sich ihren Ohren, ihrer Nase und ihren Händen anzuvertrauen, und sich deshalb nach einer Phase der Anpassung und Eingewöhnung in ihrer Umgebung gut zurechtfinden, behauptete der Doktor.

Das Gegenteil war der Fall. Tin Win stolperte über Steine, die er seit Jahren kannte, er prallte gegen Bäume und Äste, auf denen er früher herumgeklettert war. Selbst im Haus lief er gegen Türpfosten und Wände. Zweimal wäre er in die Feuerstelle gerannt, hätten ihn Su Kyis Schreie nicht rechtzeitig gewarnt.

Als sie ihn einige Wochen später zum ersten Mal wieder mit ins Dorf nahm, hätte ihn fast ein Auto überfahren. Er stand am Straßenrand und hörte das Geräusch des näher kommenden Motors, er hörte Stimmen und Schritte und das Schnauben eines Pferdes, er hörte Vögel und Hühner und das Kacken eines Ochsen, und nichts davon machte Sinn oder gab ihm einen Hinweis, wohin er zu gehen oder worauf er zu achten hätte. Er traute seinem Gehör genauso wenig wie seiner Nase, wenn es nach Feuer roch, oder seinen Händen, wenn sie ein Hindernis ertasteten.

Es verging kaum ein Tag ohne aufgeschlagene Knie, blaue Flecken, Beulen am Kopf oder Schürfwunden an Händen und Ellenbogen.

Besonders schlimm war es in der Schule bei den Nonnen und dem Pater aus Italien. Obwohl er seit seiner Erblindung in der ersten Reihe sitzen durfte und sie sich häufig vergewisserten, ob er auch folgen könne, verstand er immer weniger von dem, was sie sagten.

In ihrer Gegenwart fühlte er sich einsamer denn je. Er hörte ihre Stimmen und spürte ihren Atem, aber er sah sie nicht. Sie standen neben ihm, eine Armlänge oder eine Handbreit entfernt, und waren doch unerreichbar.

Die Nähe anderer Kinder war noch unerträglicher. Ihre Stimmen machten ihm Angst, und ihr Lachen klang noch abends, wenn er im Bett lag, in seinen Ohren. Wenn sie auf dem Hof neben der Kirche herumrannten und tobten und spielten, saß er auf einer Bank unter dem Kirschbaum und fühlte sich gefesselt, und mit jedem Schritt, den er hörte, jedem Rufen, jedem noch so unbedeutenden Ausdruck von Freude, spürte er, wie die Fesseln enger wurden.

Su Kyi war sich nicht sicher, ob die Welt tatsächlich vor seinen Augen versunken war oder ob Tin Win sich nicht einfach nur noch weiter verkrochen hatte. Und wenn dem so wäre, wie weit würde er den Rückzug treiben? Würden mit der Zeit auch seine Ohren ihren Dienst versagen, die Nase, würden seine zarten, schlanken Finger nichts mehr spüren, zu tauben und nutzlosen Gliedmaßen verkommen?

Er war stark, viel stärker, als er selber es wusste oder sein dürrer Kinderkörper verriet, das hatte sie gelernt in den vergangenen Jahren, und er hatte die Kraft, sich bis ans Ende der Welt zurückzuziehen, daran zweifelte sie nicht. Wenn er wollte, würde sein Herz aufhören zu schlagen, so wie die Augen aufgehört hatten zu sehen, und im tiefsten Inneren ihrer Seele ahnte sie, dass er so und nicht anders sein Leben eines Tages beenden würde. Aber dazu, fand Su Kyi, war es viel zu früh. Erst einmal sollte er es leben.

14

U Ba schwieg.

Wie lange hatte er erzählt? Drei Stunden? Vier, fünf? Ich hatte meine Augen nicht von ihm abgewandt und bemerkte erst jetzt, dass an den anderen Tischen niemand mehr saß. Es war still, ich hörte

nichts als das Schnarchen eines Mannes, der hinter der Glasvitrine mit den Keksen saß. Es klang wie das leise Zischen eines Dampfkessels. Die Lampen im Lokal waren ausgeschaltet, nur auf unserem Tisch brannten zwei Kerzen.

Ich spürte, wie ich zitterte.

Die Kälte, dachte ich.

»Sie trauen mir nicht, Julia?«, fragte U Ba.

»Ich glaube nicht an Märchen«, antwortete ich.

»Haben Sie ein Märchen gehört?«

»Wenn Sie so viel von mir wissen und mich so gut kennen, wie Sie behaupten, darf es Sie nicht überraschen, dass ich nicht an Magie oder überirdische Kräfte glaube. Nicht einmal an einen Gott oder irgendeine höhere Gewalt, erst recht nicht an Sternkonstellationen, die unser Schicksal bestimmen oder beeinflussen. Menschen, die ihr Kind nicht annehmen können, weil bei der Geburt die Sterne schlecht standen, müssen krank sein.«

Ich atmete tief durch. Etwas hatte mich wütend gemacht, ich wusste nicht, ob es U Ba war, den anscheinend nichts aus der Ruhe brachte, oder diese Geschichte, mit der ich nichts anfangen konnte. Ich versuchte mich zu beruhigen, ich wollte nicht, dass er meinen Ärger bemerkte.

Er nickte. »Sie sind weit gereist, Julia, ich bin seit meiner Jugend aus unserem Dorf selten herausgekommen, und wenn, dann führte mich mein Weg nie weiter als nach Taunggyi, unserer kleinen Provinzhauptstadt, eine Tagestour mit dem Pferdewagen. Meine letzte Exkursion liegt schon Jahre zurück. Sie haben die Welt gesehen, Julia, wer bin ich, Ihnen zu widersprechen?«

Seine Demut machte mich nur noch wütender.

»Wenn Sie es sagen«, fuhr er fort, »glaube ich gern, dass es in Ihrer Welt keine Mütter und Väter gibt, die ihre Kinder nicht lieben können, aus welchen Gründen auch immer. Vielleicht ist das ein Verhalten von dummen, ungebildeten Menschen, ein weiterer Beweis unserer Rückständigkeit, wofür ich Sie nur immer wieder um Verzeihung bitten kann.«

»Das habe ich nicht behauptet, aber die Sterne spielen bei uns keine Rolle.«

»Macht das einen Unterschied?«, fragte er, blickte mich an und verstummte. Er musste meinen Ärger gespürt haben und wollte keinen Streit.

»Ich bin nicht zehntausend Kilometer gereist, um Märchen zu hören. Ich bin auf der Suche nach meinem Vater.«

»Haben Sie noch etwas Geduld«, bat er.

»Warum? Weshalb soll ich mich gedulden, worauf warten? Dass Sie mir weiter Geschichten erzählen, die Jahrzehnte zurückliegen?«

»Es ist die Geschichte Ihres Vaters.«

»Das behaupten Sie. Wo sind Ihre Beweise? Wäre er in seinem Leben wirklich einmal blind gewesen, hätten wir, seine Familie, etwas davon gewusst. Er hätte uns davon erzählt.«

»Sind Sie sicher, Julia?«

Er wusste, dass ich mir nicht sicher war. Warum quälte er mich? Meine Unsicherheit, meine Zweifel, ob ich meinen Vater überhaupt kannte oder ob er mir dreiundzwanzig Jahre etwas vorgelogen hatte, waren der einzige Grund, warum ich seinen Erzählungen so lange zugehört hatte und auch weiter zuhören würde. Doch das wollte ich weder wirklich wahrhaben noch zugeben.

»Und selbst wenn er uns nichts davon gesagt hätte: Was hat dieser kleine, ungeliebte, verkümmerte Junge mit meinem Vater zu tun? Nichts. Überhaupt nichts.« Ich erklärte ihm, dass ich von Rückblicken und Nabelschau nichts hielt, dass ich vermutlich zu den wenigen New Yorkern gehören würde, die noch nie bei einem Therapeuten waren, dass ich kein Mensch sei, der die Ursachen all seiner Probleme in seiner Kindheit suchte, und dass ich keinen Respekt hätte vor Menschen, die das täten. Ich wiederholte, dass ich mir nicht vorstellen könne, dass mein Vater je in seinem Leben blind gewesen sei, und je länger ich erzählte, desto weniger richteten sich meine Worte an U Ba. Ich sprach zu mir, es war der Versuch, mir einzureden, dass sich die Wahrheit auf die Grenzen meiner Vorstellungskraft beschränken musste.

U Ba hörte zu und nickte, und es schien, als wisse er genau, was ich meine, und stimmte mir zu. Als ich fertig war, wollte er wissen, was das sei, ein Therapeut.

Er trank einen Schluck von seinem Tee.

»Ich fürchte, Julia, ich muss mich jetzt verabschieden, ich bin es nicht mehr gewohnt, so viel zu erzählen. Oft verbringe ich die Tage schweigend. In meinem Alter ist das meiste gesagt. Ich weiß, Sie möchten mich nach Mi Mi fragen. Sie wollen wissen, wer und wo sie ist und welche Rolle sie im Leben Ihres Vaters spielt und somit vielleicht auch in Ihrem. Ich kann Sie nur wieder um etwas Zeit und Langmut bitten. Unsere Geschichte bewegt sich unaufhaltsam auf sie zu, und ich versichere Ihnen, Ihr Warten wird belohnt, seien Sie unbesorgt.«

Er stand auf und verneigte sich. »Ich bringe Sie auf die Straße.«

Wir gingen zur Tür. Ich war gut einen Kopf größer als er, aber U Ba schien nicht klein, sondern ich zu groß, und gemessen an seinen schnellen, behändigen Schritten fühlte ich mich wieder schwer und unbeweglich.

»Sie finden zu Ihrem Hotel?«

Ich nickte.

»Wenn Sie wollen, hole ich Sie morgen nach dem Frühstück in Ihrem Hotel ab und zeige Ihnen mein Haus. Dort sitzen wir ungestörter, und ich kann Ihnen ein paar Fotos zeigen.«

Er wartete meine Antwort nicht ab und verabschiedete sich mit einer Verbeugung.

Ich ging langsam die Straße hinunter, als ich plötzlich seine Stimme hinter mir hörte. Er flüsterte.

»Was Ihren Vater betrifft, Julia, er ist hier, ganz nah. Sehen Sie ihn?«

Ich wandte mich auf der Stelle um.

»Ist das eine Frage oder eine Aufforderung zum Suchen?«

Ich bekam keine Antwort. U Ba war in der Dunkelheit verschwunden.

